This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UNS 22 g. 5

Vet. Ger. III A. 293

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Fünfter Band.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Fünfter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Dramaturgiſche Blätter.

(Fortſetzung).

		Seite
LIX.	Sappho. Trauerſpiel von Grillparzer . .	3
LX.	Henriette Sonntag in Frankfurt	17
LXI.	Der Taubſtumme, oder der Abbé de l'Epée.	33
LXII.	Die Waiſe und der Mörder. Drama von Caſtelli. Muſik von v. Seyfried	35
LXIII.	Das Bild. Trauerſpiel von Freiherrn v. Houwald	38
LXIV.	Nachtrag zu vorſtehender Kritik	67
LXV.	Abällino, der große Bandit. Trauerſpiel von Zſchokke	87
LXVI.	Die Braut. Luſtſpiel von Körner. . . .	89
LXVII.	Hamlet, von Shakeſpeare.	90
	Nachträge zu den dramaturgiſchen Blättern. (1818)	117

Kritiken.

		Seite
I.	La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy	213
II.	Ariſtokratismus	223
III.	De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot	231
IV.	Coopers Romane	235
V.	Nouvelles lettres Provinciales	243
VI.	Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w. Von Sigismund Stille.	263
VII.	Zeitgenoſſen	268
VIII.	Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf	276
IX.	Die gute Sache, von Henrich Steffens	280
X.	Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette	290
XI.	Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon.	301
XII.	Les Loisirs d'un Banni. Par M. A. V. Arnault	304
XIII.	De l'Education. Par Madame Campan	307
XIV.	Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué	313
XV.	Humoral-Pathologie	319
XVI.	Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Von G. A. Freih. v. Maltitz	328
XVII.	Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben	342
XVIII.	Irländiſche Erzählungen	346

Seite

XIX. 1. Resumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe. — 2. Résume de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours par J. F. Simonot 350

XX. Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg . . . 362

XXI. Histoire de la Révolution Helvétique. Par M. Raoul-Rochette 364

XXII. Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels 373

XXIII. Isloar, der chriſtliche Barde. Novelle von N. A. v. Salvandy 375

XXIV. L'exalté. Par. L. B. Picard 378

XXV. Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville 384

Dramaturgiſche Blätter.

(Fortſetzung.)

LIX.

Sappho.

Trauerſpiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns dieſe Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köſtliche Frucht in goldener Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künſtlerin. Später wurde ſie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genuſſe der Frucht ward ſchwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man ſie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künſtlerin Mängel des Dichtwerks verſteckt oder erſetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entſchädung verluſtig, nackt und un-

verzeihlich erſchienen — ſo nicht. Aber oft geſchieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abſtößt, daß wir an der Gegenwart preiſen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen ſich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geiſt urtheilt und unterſcheidet, was liebenswürdig und was haſſenswürdig ſei. Die Strafe des Verbrechens, der verſchuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unſer Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüſte, um den Duldenden aus Leichtſinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und ſo würde behauptet, das wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugeſtanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinſchaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darſtellen ſah, ausrief: „das iſt dummes Zeug!“ Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß ſeine Sappho, von der man „leider“ nur noch einige Fragmente hat, ſo verkleinert worden, indem ſie der Dichter ſich mit Lappalien beſchäftigen ließ. Ich kenne die lesbiſche Sappho gar nicht; ich

weiß nichts von der grausamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich sich gegenübergestellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entscheidung geblieben und ein gemeinschaftliches Grab beide Kämpfende verschlang. Freilich spottet die Natur der Befehle, wie der Verweise eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunst nichts darstellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, so darf sie doch nicht jede Erscheinung der Natur zum Vorbilde nehmen.' Die Natur schafft, indem sie zerstört, und sie zerstört das Einzelne, um die Gesammtheit zu erhalten. Doch die Kunst stellt nur das Einzelne dar, und zernichtet sie ein Besonderes, um nur ein anderes Besondere zu erhalten, erkauft sie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, so ist dieses eine frevelhafte launische Wahl, durch keinen Zweck entschädigt, durch keine Weisheit geleitet. —

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.

Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies ſchwache Haupt gekrönt,
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergeh'n.
Ich dank euch!

So ſpricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen ſah
Und, ſpielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entließ.

Und dieſes Weib, ſo hoch geſtellt von Menſchen und von Göttern, ſo in der Fülle des Werthes und dieſes Werthes froh und ſich bewußt: ſie kehrt zurück, aus der Mitte der verſammelten Griechen, die Herrlichſte unter den Herrlichen, die Geprieſenſte unter den Geprieſenen, die Glücklichſte unter den Glücklichen, ſiegestrunken, lobberauſcht; auf ihrem Haupte den friſcheſten jüngſten Lorbeer; ſie kehrt zurück, mit Jauchzen entlaſſen, mit Jauchzen empfangen; ſie kehrt zurück und — ſteht dem Sclaven, der ihren Siegeswagen ſollte ziehen, als Sclavin zur Seite! Das iſt nicht Sinken mehr der Größe, das iſt ſchon ihr Fall. Das Grab iſt geöffnet, der Sarg iſt aufgeſchlagen, die Würmer nagen an der

Leiche. Wozu unſer Bangen, da die Gefahr ſchon erreicht, wozu unſere Thränen, da die Verweſung ſchon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen iſt? Sie kehrt zurück, und noch ehe ſie herannaht iſt ſie ſchon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweiſt. Aber Sappho verkündigt dem verſammelten Volke laut und gebieteriſch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte ſie nicht lieben, als liebendes Weib ihre Liebe nicht verkündigen. Wir wiſſen nicht, was wir empfinden ſollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatiſchen Dichtungen nicht minder ſorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müſſen der Sappho vergeſſen, ſollen wir dem Weibe ſeine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergeſſen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberſchauern gerüttelt — ſo oder ſo erſcheint uns Sappho, und durch dieſe Nachbarſchaft von

Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geist und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erscheint, dann mögen wir seinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach ist die Schwäche und die Schuld. Doch wenn' das Weib, das sein stilles Haus verließ, von seiner Höhe herabstürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach ist die Schuld — daß es gesunken und daß es gestiegen. Die Flügel des weiblichen Geistes sind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That theilen sie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müsse mit Spott und Unwillen erfüllen, ist es etwa die Verstimmung unsres Gemüths, ist es etwa mein irrender Murrsinn, der dieses ungerechte Urtheil fällt? Ist es nicht Sappho selbst, die ihre eigene Liebe geringschätzt und fast verhöhnt — ja geringschätzt, so sehr sie sich auch abmüdet, sich vor sich selber zu verstecken? Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen spielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe ist eins, Finger und Saite. Sie lauscht dem Urtheile der Welt, um es zu verschmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt

und hört nicht, was sie spricht. Ihre Liebe ist ihr nur das Höchste, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter sich, noch zur Seite, sie ist Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympischen Spielen in den Kreis einer sie anbetenden Menge zurück. Sie steigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt sie alsobald, daß sie diesen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie sucht die Vorwürfe ihres Innern zu beschwichtigen, und da sie es nicht vermag, trotzt sie ihnen mit Ingrimm, schuldbewußt:

Mögt ihr's immer wissen!
Ich liebe ihn!

ruft sie dem versammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet sie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert sie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der sie Umgebenden, und wiegt ängstlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie stellt ihren Sclaven den Geliebten mit den Worten vor: „Hier sehet euern Herrn!“ Rhamnes (verwun-

bert, halblaut): „Herrn?“ Sappho: „Wer spricht hier? (gespannt) was willst du sagen?“ Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!“ Sappho: „So sprich auch nicht!“

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer sich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern sanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Musen gewartet. Des Gesanges und der Dichtung Gaben schnell entfaltend, sie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angestaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — so im raschen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte sie den Gipfel ihres Ruhms glücklich und gesättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte seine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und . . . . doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundschaft und der — Liebe Täuschungen
Hab' ich in diesem Busen schon empfunden!

sie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überrascht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenschaft. Sie gab sich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag

älter geworden, dann hätte Sappho ſelbſt von dem Felſen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrath zu ſpät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unſrer Liebe wie unſrer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem ſie ſich aufgerafft und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem ſie zu ernſt geſpielt, weit von ſich werfend, ihrer Luſt der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzuſteigen? Da ſie ſpricht:

Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen,
Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft.

Hat ſie nicht den ſchönſten der Siegeskämpfe ſich erkämpft? .... Nein, das that ſie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt ſich Sappho ſterbend. Sie verſöhnt mit ihrer Schwäche nicht, ſie entzieht ſie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht ſeine Kraft; er bricht und zeigt ſeine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Haſſes, zerſchlägt ſie das Gefäß, damit die Empfindung von ſelbſt entſtröme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entſchließung. Er

ward im Wahnsinn beschlossen und im Wahnsinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue bedeckte ihre Schuld.

Doch schon zu lange habe ich in diese Sonne gesehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet senke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag sahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um so süßer und freundlicher steigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einschneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Rose, der Sappho's Herz blutig anstreifte, bis zum Dolchstoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, schön und naturtreu ist das alles vorgebildet! Vergebens sucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet sie ihren Ruhm um Entschädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beistand gegen ihn, sie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperschlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, fest gehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen endlich in den offenen

Rachen ſtürzt — ſo auch Sappho, da die Eiferſucht ihr Schlangenhaupt gegen ſie reckt; gelähmt ſind die Flügel ihres Geiſtes und beſinnungslos ſucht ſie ſelbſt den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatiſche Handlung dürfe eine gewiſſe Bühnenlänge nicht überſchreiten, ſonderbar erſcheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verſtattet iſt, eine meilenweite Landſchaft in einen fußengen Rahmen zu ſperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernſicht beobachtet ſind — ſo bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sappho's jene Forderung ſo völlig zu gewähren verſtand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht ſieht man den Keim, das Wachſen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur ſelbſt hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erſcheint er neben Sappho, wie er ſelbſt dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir ſtimmen ihm bei, wenn er ausruft:

> Wer glaubte auch, daß Hellas erſte Frau
> Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen!

— und ſo ſehr bei, daß wenig ſein beſcheidener Sinn uns rührt. Sappho ſucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um ſich ſelbſt zu erheben:

Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt!
Verachte nicht der Götter gold'ne Gaben!

So ſpricht ſie und rechnet dieſe Gaben vor. Allein,

Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

iſt er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in deſſen Beſitz? Warum ſo ängſtlich beſorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind beſorgt, zeigt ſie ſich um ihn? Wie ſie der Weltgebieter Einen, den Sclaven ihres Hauſes, vorſtellt!

Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn'
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeſſen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt....

Wie undankbar, wie verächtlich erſcheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das iſt nicht ſein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er ſie hoch verehrte. Daß er aber den Muth gewann, ſich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt ſein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfaſſen verſtanden.

Doch eben in der Bildung eines ſolchen Phaons hat der Dichter ſeine Meiſterſchaft gezeigt. Ein Ge-

ringerer als er, hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geiſtes und Gemüths ausgeſtattet, um ihn der Anbetung einer ſolchen Liebenden würdig zu machen. Wie verſäumt wäre alsdann geworden, was am meiſten Noth thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachſicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieſer Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unſcheinbarkeit des Feindes, der ſie beſiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wann zeigt ſich die Liebe allmächtiger, als indem ſie Alles gibt und Nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger geweſen, dann erſt hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht ſie getauſcht und wie ſie, wenn ſie auch viel empfing, doch für das, was ſie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenſtand, aber das iſt die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta ſehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochſinn, den Sieg des Herzens über Geiſteskraft und den der Anmuth über Schönheit. Verſchwiegen, verſchloſſen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die ſie brechen wird, ſich ihr nicht entgegenſtreckend, fromm ergeben, ſtill gehorchend — ſo ſteht ſie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachſucht

und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und so überlebt die bescheidene Lampe der Sclavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten ist genug gepriesen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberstelle. Dort findet sich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragée bestecken — aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter.

LX.

Henriette Sonntag in Frankfurt.

Seit die holde Muſe des Geſangs, Henriette Sonntag, vor einem Jahre in Weimar erſchienen, und die frommen deutſchen Sternprieſter, unter Zither- und Zimbelklang, dieſe Conſtellation zweier Größen auf eine ſo ſeltſamliche, ſpaniſch-mauriſche, hyacinthenduftige, ſüß dämmerliche Weiſe gefeiert und ſie geſungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speiſe und Trank," ſtatt zu berichten: Fräulein Sonntag hat bei Herrn v. Göthe zu Nacht gegeſſen — ſeitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgeſprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur ſeine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer ſchluckte und, gewohnt wie es war, ſeine mäßige Genießbarkeit unter bittere und

harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Feder-Vasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrlich seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung gewesen: es sei doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn Andere schon Kopfschmerzen haben — daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig ist. Es sei eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen,

die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich dieſe Zauberin, die ein ſolches Volk umgeſtaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbſt die ungeheure Maſſe von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geſchaffen, ſeit uns der baare Sinn ausgegangen, ſelbſt dieſe iſt erſchöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives ſetzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis. Man hat ſie genannt: die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper. Ich ſage zu allen dieſen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbſt nüchterne Kunſtrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Geſang, könnte auch jedes für ſich verglichen werden, ſo habe man doch die Vereinigung aller dieſer Gaben der Kunſt und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch dieſem ſtimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieſer Vereinigung nicht beſtechen konnte; denn mit der größten Anſtrengung war es mir nicht gelungen, ſie zugleich zu ſehen und zu hören, und ich

mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sonntag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guten deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hiesigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sonntag, königlich preußische Kammersängerin, mit Gefolge und Dienerschaft.“ Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich,

dann hat er einen Bedienten, iſt er ſehr reich, hat er Bedienung; iſt er zugleich vornehm, hat er Dienerſchaft; und iſt er ſehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerſchaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber dieſe zarte Feudal-Schattirung ausdrücken ſolle, darüber ſind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürſtliche Perſonen reiſen mit hohem Gefolge und Dienerſchaft. Indem man alſo der Fräulein Sonntag Gefolge und Dienerſchaft zuerkannte, hat man ſie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An dieſe erſte Huldigung reihet ſich am ſchicklichſten die letzte an, die ſie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gaſthauſes, in welchem Fräulein Sonntag vierzehn Tage gewohnt, ſchlug bei ihrer Abreiſe jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römiſchen Kaiſer zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutſche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwiſchen dieſen beiden Huldigungen breiteten ſich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sonntag war hier in einer Zeit erſchienen, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen viel ſchwerer war als ſie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegeriſchen Trotze der Unglän-

bigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der letzteren auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen setzt. Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sonntag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles untereinander gemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarten sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Schaaren herbei, und nicht blos die hiesigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicher Weise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Continental-Prüderie. Ein junger

Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmüthig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geschoben, erholte sich erst wieder als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bette hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sonntag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im

Glanze des neuen Kronleuchters schimmernden Fernröhren, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theater-Kritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es sei etwas Kleines, es sei ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren; es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangsthür in zwei Hälften geschieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Absatz ist. Dieses Pförtchen

öffnet sich nach außen, und wird, im dramatischen Style, plötzlich, rasch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses blos ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich aufthun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sonntag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeschreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen

Putz einer vollkommenen Schönheit anſehen ſoll. In ſcherzhaften Rollen bewahrt ſie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern ſo leicht zu verletzen, und in ernſthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend iſt. Madame Catalani ſoll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer ſie aber als Desdemona in Roſſini's Othello gehört hat, wird dieſes Urtheil ſehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeſchmackten Text des Roſſiniſchen Othello, man ſah und hörte Shakeſpeare's Desdemona. Sie iſt eben ſo bewunderungswürdig im einfachen Geſange, der zu dem Herzen ſpricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man ſah alte Männer weinen — eine ſolche Wirkung bringt eine bloße Künſtelei, ſei ſie noch ſo unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verſchlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothiſchen Gebäude, die dazu dienen, den ſtrengen Ernſt erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Luft des Himmels mit der Luft der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernſt zu entadeln und herabzuſetzen. Die Begeiſterung, welche Henriette Sonntag als Desdemona entzündet, glich einem griechiſchen Feuer, das gar nicht zu löſchen

war, und .... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „ich weiß nicht mehr, was ich spreche.“ Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein — dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Kritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sonntag gesagt, gesungen und gewüthet haben. So verbunden spotten wir der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Recensenten haben mit ihr gekos't. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde

Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner“ sang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträthsle meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträthselt! „Eine Geisterstimme an Henriette Sonntag“ ließ sich vernehmen, aber es war kein düstrer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal electrisirte, aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude.“ Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße,“ die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt.“ Ein Anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verschwunden.“ Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Divan beschwichtige? In deutschen Novembertagen war die Sängerin von

„hesperischen Lüften“ umgaukelt. Ein Anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter.“ Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

Mich verläßt in Deinem Kreise
Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein Anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir sagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir tagte!
Und selig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaro's hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen,“ und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikalische „Gedankenflocken“ — wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugend-

haften beschütze!“ Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder bringet Mark!

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde,
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser theologische Sonettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag Recht haben! Die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, so oft die Sonntag nicht singt, unsere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sonntag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sonntag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unsern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor

am Horizonte ſichtbar, das ſich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede iſt, dreißig Stunden ſpäter als die Sonntag erſchienen, und hat dieſes aus den Berichten der hieſigen phyſikaliſchen Geſellſchaft zu beweiſen geſucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon ſpricht, verdient keine Beachtung, und ſoll uns unſere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner geleſen: „Kaum hatte die Heldin des Geſanges unſere Mauern verlaſſen, ſo fing ſelbſt der Himmel an zu weinen.“ Dieſes Wunder kann ich beſchwören; ich habe ſelbſt geſehen, daß es zu regnen anfing, ſo bald die Heldin des Geſanges die Thore hinter ſich hatte.

Man muß unſern „Schneeumſtöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie, in ihren „Luſteinluſthindurchauſſchwimmenden“ Sonntags-Päanen ſich von jeder irdiſchen Feſſel frei zu erhalten gewußt und ſich von keiner erdſtaubigen Regel befehlen ließen;

> Denn in Dithyramben, Alles was da glänzen will,
> Muß luftig ſein, und dunkel, und ſchwarzglimmerig,
> Und flügelſchwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten ſie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines

Wochentages, und daß in Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten sei. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken frei zu machen; aber, wenn sie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen und der säkularischen Sonntag, und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin, statt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freiheit besingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art gesehen haben; denn der mitberauschte Censor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reclamationen gespottet..... Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamm der Schwänzler," und auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeschlecht unter Schaumaufboppelung" gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten!

LXI.

Der Taubstumme,

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieses Schauspiels, den Abbé de l'Epée selbst mit eingeschlossen, sind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen ist der taubstumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem französischen gestickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anstand des Spiels sich zu vergehen. Die Empfindung wallt besonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meisterhaftigkeit. Die Kunst in seinem Spiele ist nicht sichtbar, sie wird nur begriffen. Er

war wirklich der edle, feste und gute Mann, dem die Tugend ein Geschäft, nicht blos eine Lust ist. Seine Menschenfreundlichkeit ist nicht eine laut tosende, hoch aufsteigende Woge, die nach vollbrachter That zurücksinkt, sondern ein ununterbrochener ruhiger Strom, der langsam, aber anhaltend, die Menschheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anstand des Gebildeten, die sichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines gesellschaftskundigen Franzosen, dieses Alles zeigte Herr *** in seltner Vereinigung.

LXII.

Die Waiſe und der Mörder.

Drama von Caſtelli. Mit Muſik von v. Seyfried.

Ein höchſt anziehender Stoff und mannigfaltig maleriſche Verhältniſſe unterhalten die Erwartung des Zuſchauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt iſt und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, ſo bleibt die Theilnahme doch gefeſſelt. Der Beifall, welchen dieſes Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize ſeinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Muſik und Pantomime den Zuſchauern gewährt. Auch das gelungenſte dramatiſche Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch ſeine eigenen Vorzüge und mit keiner andern Kunſt zuſammengeſtellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatiſchen Hauptperſonen durch ihr

Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil sie durch die Erwartung, wie sich deren Schicksal enden und entwickeln werde, gefesselt ist. Um die Lust, welche Schauspiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimischung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Lust sind, von den Personen, die sie uns eingeflößt haben, abzusondern und als etwas Freies, Geistiges, vor jeder, gleichsam körperlichen Einwirkung sicher zu stellen. Es käme darauf an, unser Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abscheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf diese Weise gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geschichte sich lösen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, sie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregenden Gegenstande abziehend, als ein freies Kunstwerk hinstellte und von den Launen des Künstlers und den Verletzungen seines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unserer monarchischen öffentlichen Erziehung

in Schauer gerathen und die Kramläden ſchließen, wenn auch nur drei Menſchen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieſelbe Meinung haben und ſie unter freiem Himmel auszuſprechen ſich erkühnen — bei uns kann nur die Muſik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und ſo zum unſtörbaren Genuſſe als dauerndes Kunſtwerk hinſtellen.

Die durch das Drama geflochtene Muſik, welche beſonders das ſtumme Spiel Victorins begleitet, iſt ſinnig, geiſtvoll und höchſt maleriſch. Sie füllt auch die Zwiſchenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weiſe angeordneten Schauſpielen ſo wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich haſtig und grob aus dem Kreiſe der Täuſchung in die Wirklichkeit geſtoßen, und ganz verdutzt tritt man mit dem zweiten Akt wieder hinein und hat Mühe, die verlorene Stimmung von neuem aufzuſuchen. Die Abtheilungen der Schauſpiele ſollten immer mit einer angemeſſenen, das Vergangene nachſpielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Muſik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerspiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und so macht er es schon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für Etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken, daß weder das Abgeschmackteste, noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne." Mit diesen Worten beginnt Göthe in seiner italienischen Reise die Beschreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunstwirthschaft, die der Prinz

Patagonia auf seinen Besitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede sichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszusprechen gedenke, fest zu begründen, den des Dichters — sollte es mir gelingen.

Was ist der Zweck der dramatischen Kunst? Nur zur Frage, nicht zur Antwort ist hier Raum. Auch ist genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur in dem Sinne sei, daß sie das Schaffen, nicht die Geschöpfe der Natur nachahmt, daß sie schafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunst thut es der äußern, die dramatische der menschlichen Natur, das heißt: der Geschichte nach. Sie stellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menschen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff, auf den sie einwirkt, bestimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, so ist der dramatische Künstler zugleich ein bildender; er hat in seinen Werken nicht blos die wahre Beschaffenheit der menschlichen, sondern auch die der großen Natur, die Verhältnisse rein aufzufassen und treu darzustellen. Und wie er diese Forderung erfüllt, das wäre der erste Versuch, der über den Gehalt eines dramatischen Werkes an-

zuſtellen ſei. Wir wollen dieſen Maßſtab an eine Geſchichte, die wir wie folgt erſinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die beſtehende Regierung ſtürzen. Die Verſchwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen ſeine Angehörigen. Man zieht ſeine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Geſetzes wird am Bildniſſe des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, ſein Unternehmen noch einmal zu verſuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker ſtirbt. Welche Empfindungen wird dieſer Tod bei den Hinterlaſſenen erwecken, zu welcher Handlung wird er ſie anreizen? Gewiß, ſie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, ſie werden ſeinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffordern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehäſſige, zu beſtrafende? Der Graf hatte ſich wirklich verſchworen, das Geſetz hat ihn gerichtet. Wen ſollte die Rache treffen? Den Fürſten des Landes, der, was ſeine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geſchützt? Die Richter, die das Urtheil geſprochen? Tritt ja die

Rache auf, so kann sie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann sie erscheinen. Die sie zu vollführen übernommen, müssen, gleichgesinnt mit dem Verstorbenen, die mißlungene Verschwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag sie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter solchen Verhältnissen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieser neuen Regierung die Familie des Gestorbenen ergeben ist, wenn daher die Trauer um den Todten an dem Ehrgeize keinen Unterstützer findet, dann wird sie verstummen und nicht mehr auf Rache sinnen. Gegen wen sollte diese ferner gerichtet sein? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und in's Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen schlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen sonst? Nun, wahrlich, es errathet's Keiner, wenn ich es ihm nicht sage..... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geschichte ist der Inhalt dieser Tragödie — erzählt,

ſo weit die Geſchichte möglich iſt; wo das Unglaubliche beginnt, laſſe ich den Dichter ſelbſt reden.

Ein Graf Nord hatte die ſpaniſche Herrſchaft in Neapel zu ſtürzen geſucht. Flüchtig, nach entdeckter Verſchwörung, ward ſein Bild an den Galgen geſchlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und ſtirbt im Gefängniſſe. Dieſes ereignete ſich wenigſtens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie ſich vor unſern Augen abſpielt. Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, in der Schweiz. Außer dieſem befinden ſich noch daſelbſt und treten als Hauptperſonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marcheſe di Sorrento; ein Maler Spinarosa, und der Schloßkaſtellan. Die Familie hatte ſich aus dem politiſchen Sturme hierher gerettet. Aber ſeitdem hat ſich ihr Schickſal aufgeheitert. Die öſterreichiſche Regierung hatte ſich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verſtorbenen Grafen und ſeiner Angehörigen letztern zurückgeſtellt. Der alte Marcheſe erwartet einen Boten aus Italien, mit der Beſtätigung ſeines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freistätte suchte, ließ er seinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit seiner Herkunft, als verlassene Waise, kam der Knabe in eines Malers Hände, der dessen Naturanlage zur Kunst sorgfältig entwickelte. Meister Spinarosa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward sein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinarosa, gedenkend, sich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marchese als seinen Großvater, Camilla als seine Mutter, den Grafen Nord als seinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marchese seines Vaters Schicksal, wie dieser eine Verschwörung angezettelt, wie er sich flüchtete, wie sein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale sich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

———————— Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde sein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunst so tief entweiht!

Das ist nun die Schraube, um welche sich die Handlung dreht, und geschraubter findet sich wohl auch keine in der ganzen dramatischen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir so eben aussprechen gehört, wiederholen, denn nie haben possierlichere Stelzen den Dienst des Kothurns vertreten. Viele Jahre sind seit dem Tode des Grafen vorüber, und noch ist alles Sinnen und Trachten des Marchese und des alten Castellans darauf gerichtet, wie sie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieses Bild, reden sie sich ein, weil es so treu gewesen, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein diese, sondern selbst ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marchese hat sich jene Narrheit in den Kopf gesetzt, denn der von ihm an den Marchese geschickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz sind tief empört
Und wollen Ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforschen; denn solch ein Bild
Mit diesem Fleiß und dieser Sicherheit
Zu malen, meinen Sie, sei nur das Werk
Der schändlichsten Verrätherei — —

Meinen Sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht

darin finden. Kenner der ausübenden Henkerkunst werden es beſſer wiſſen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildniſſe eigentlich für eine Bewandtniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrſcheinlich dünkt, nur irgend ein Bild ſymboliſch an den Galgen geſchlagen, mit der Abſicht, es ſolle den flüchtigen Verbrecher vorſtellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurtheilten, und in der Abſicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieſes ſich ſo verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden ſei, weil ſein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigſte Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Abſicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf ſeinem Pinſel geſeſſen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu faſſen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Alſo ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte geſagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache ſein Bild gemalt; ich ſtehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, ſchlagt es an den Galgen, es wird ſeine Dienſte thun! Aber wäre es nicht

möglich, ja wahrscheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu diesem schrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Palästen, in denen sie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marchese, mußte ja daran denken, daß sich der Graf einmal habe malen lassen, da dieser Umstand, wegen eines gewissen Vorfalles, der sich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indessen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idiosynkrasieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchlosen Maler, mag eine solche sein. Ja, es muß eine Idiosynkrasie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den schon vor Jahren verstorbenen Grafen immer noch beseelt, zu solchen Rachephantasien sich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht sonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Mensch. Der Marchese klagt, sein Schwiegersohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, sein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe stets ungeschwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verstorbenen

Bruder auch nicht gut ſein, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm ſelbſt als geliebte Braut beſtimmt geweſen, weggeſchnappt hatte. Der junge Leonhard kannte ſeinen Vater kaum. Nur der alte Caſtellan bedauert ſeinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — ſie haben es nur mit ſeinem Bilde zu thun.

Wie geſagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Caſtellan, alle ſinnen darauf, wie ſie den verrätheriſchen Maler finden und züchtigen könnten. Da ſpricht der Caſtellan:

> Ich habe drüber Jahre lang gebrütet,
> Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerſt hat er ſich nach Neapel geſchlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; ſodann iſt er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künſtler ein Zeichen hingemacht (ſein Monogramm). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen ſich ſämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzuſuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieſer

wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geschlagen und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während sie sich aber auf solche Weise rüsten und berathen, hat ihnen der böse Geist das Opfer schon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, ist kein anderer als Spinarosa. Wie er in das Haus seiner Feinde gekommen, ist oben schon gesagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weise er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar scheint dieses so natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig spät zum fünften Akte zu gelangen, müssen krumme Wege eingeschlagen werden.

Gräfin Camilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloster zu. Da ereignete sich, daß daselbst mehrere Bilder restaurirt werden sollten. Der berühmte Meister, dessen Kunst man in Anspruch nahm, hatte keine Zeit und schickte einen seiner Schüler, einen Deutschen, Namens Lenz. Wie dieser nach und nach die beschädigten Madonnen ausbesserte, bekamen sie alle das Gesicht der schönen Camilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Camilla erwiderte die Liebe des jungen Malers. Da ward sie aus dem Kloster gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieser hat von der Liebschaft gehört, und will dem Maler, der seine Braut, wenn sie

es auch damals noch nicht geweſen, zu lieben wagte, einen Streich ſpielen. Er läßt ihn rufen, um ſich malen zu laſſen. Lenz kömmt, ohne zu wiſſen, daß er den Mann ſeiner Geliebten vor ſich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Camilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und ſagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Abſicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beſchämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszählen. Dieſer aber wirft ihm das Geld vor die Füße, ſtürzt fort, ändert ſeinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf dieſe Weiſe ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben koſtete. So finnreich beſtrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt iſt Lenz, unter dem Namen Spinarosa, in der Nähe ſeiner Geliebten. Die Flamme ſeines Herzens hat er durch alle Wege ſeines Lebens treu gewartet, und auch ſie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeſchwächt erhalten. Noch hat er ſie, ſie ihn nicht geſehen. Wie rührend wird die Erkennung ſein! Welch ein freudiger Schrecken wird Beide überfallen! .... Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla iſt blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat ſich ſo verändert,

daß sie unkenntlich geworden ist. Wie, blind ist sie? Das ist nicht möglich. Also darum muß der unschuldige, unglückliche Maler mit einem Degen todtgestochen werden, weil die Dame blind ist? Hätte sie gesehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverständnisse und der daraus entsprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatischer Künstler sich so etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habsüchtige, räuberische Schicksal diebisch oder gewaltsam in das schwache, unbewahrte Menschenherz einbricht, wenn dann die Angst unsere Schritte beflügelt, das Entsetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unsere Empfindung in Thränen auflöst — Angst, weil das drohende Geschick so übermächtig — Entsetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Mensch ist wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden: — kann alles dieses auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geschickes nicht menschlich gestaltet ist wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verschlossen ist und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben

unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe ſtürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und ſeinen Vater erſchlagen; er kann ſeinem eignen Kinde ſtatt Zucker Rattengift in die Milch miſchen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beſchuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau ſtürzt ſich aus Verzweiflung in's Waſſer. Das iſt gewiß Jammer genug; aber es iſt ein pathologiſcher, kein dramatiſcher. Auch Shakeſpeare hat kranke, geiſteszerrüttete, blinde Menſchen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erſcheint der Wahnſinn nicht als Quelle, ſondern als Ausfluß des dramatiſchen Geſchickes, und ſeine Blinden ſind nur als Theile der Scenerie hingeſtellt, wie man Blitz, Donner und Seeſtürme auf die Bühne bringt, um einem ſchauerlichen Gemälde einen entſprechenden Rahmen zu geben. Aber im „Bild“ iſt die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Urſache aller Verwirrung, und man kann ohne ſchadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weiſe einige Monate früher, als Spinarosa, nach der Schweiz

gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schickſale und dem Herrn von Houwald einen rechten Poſſen geſpielt, und jenes um ſeine Beute, dieſen um ſeine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die ſchöne Gräfin, und wie kam ſie dazu? Hat ſie den grauen oder ſchwarzen Staar? Hat ſie ein Fell oder Flecken im Auge? Iſt ſie blind geboren? Iſt das Uebel nach einem Nervenfieber oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das Alles nicht. Sie hat ſich um ihren verſtorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig das iſt romantiſch; welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, ſie war der Neigung ihrer Jugend ſtets treu geblieben, der junge deutſche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat ſie ſich um ihren Gatten blind geweint? Das iſt unglaublich! Ei, es muß wohl wahr ſein; ſie ſelbſt und ihr Vater erzählen es. Der Marcheſe ſagt ſeinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das ſein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unſre Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich ſucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn ſie lag damals mit Dir an den Blattern

Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem scharfgesalz'nen Thränenquell
Des Grams verloschen ihre schönen Augen.

Und die Gräfin sagt von ihrem verstorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löschten wohl der Augen schwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der ersten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Märchen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die scharfgesalzenen Thränen des Grams hätten die schönen Augen Ihrer Tochter ausgelöscht, ungeachtet sie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie selbst, wie unglaublich das sei, und da haben Sie, anscheinend ganz absichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur selben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieses ein feiner ophthalmologischer Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in Ihrem Sinne annehmen, sie sei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, schöne Gräfin, haben sich gewaltig verschnappt. Wie! Sie wollen

uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht ſtark genug geweſen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer erſten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöſchen, und Sie ſagen uns das in vier aufeinander folgenden Zeilen, damit der Widerſpruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie haben ſo etwas von einer Wittwe zu Epheſus! Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um ſich das Anſehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten ſich um Ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geſchichte. Maler Spinarosa wird von dem Marcheſe aufgefordert, ſeine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß ſie davon wiſſe, denn ſie habe ſich immer geſträubt, einem Pinſel zu ſitzen. Spinarosa wird in das Zimmer ſeiner Geliebten geführt. Er erkennt ſie zwar nicht, und ſie weiß nichts von ſeiner Gegenwart. Aber das in unſern neuern Tragödien ſo beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetiſche Sympathie, das ſchwermüthige Weſen, die ſauerſüße Empfindung, wobei Einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt ſich alsbald verſpüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und ſchwül, ſie bekommt

das Asthma und muß in's Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwiſchen. Um den langen ungewiſſen Zuſtand zu verkürzen, ſage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Geſellſchafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten ſeine Hoffnung mittheilt, jetzt die Geliebte heirathen zu können, daß dieſe ihm ſagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marcheſe ſei ein ſtolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache und außer Zuſammenhang die Geſchichte erzähle, ſo iſt das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Epiſoden, die ihr an Bedeutung nicht nachſtehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis ſechs Tragödien. Die Perſonen laufen verwirrt durch einander, zerſtoßen ſich die Köpfe und verſperren ſich wechſelſeitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und Alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte ſie ihm ehemals als Braut zugedacht, ſeine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, dieſem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheſerkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er ſich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauſchen, und nachdem er ſich vom

Pabſte die nöthige Dispenſation verſchafft, entdeckt er dem Marcheſe ſeine alte Neigung zu Camilla und bittet um ihre Hand. Dieſer willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die ſeine Tochter für einen deutſchen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er ſpricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geſtändniß, daß ſie ihren Lenz nie vergeſſen werde. Der Graf erfährt von Spinaroſa, daß Lenz lebe, und daß dieſer ſein Freund ſei. Der Graf iſt hochherzig, er ladet Spinaroſa ein, ihn nach Deutſchland zu begleiten, um Lenz aufzuſuchen. Er will ſeinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und ſeitdem ſpricht ſie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marcheſe, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinaroſa, er ſolle vorgeben, ſein Freund Lenz wäre kürzlich geſtorben, wie er ſo eben aus einem Briefe erfahren. Dieſer jammert, in Dialogen und Monologen, ob ſo grauſamer Zumuthung; endlich verſpricht er's zu thun, und nimmt ſich vor in nächſter Nacht heimlich das Schloß zu verlaſſen, um ſeiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den

Caſtellan, ihm Nachts verſtohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergallerie des Schloſſes zu führen, weil er ſeine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Caſtellan verſpricht es zu thun. Nun erinnere man ſich, daß dieſer alte treue Diener ſich ſeit vielen Jahren in den Kopf geſetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verrätheriſchen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogramm, und ſchließt daraus, daß Spinarosa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umſtand, daß dieſer ſich heimlich aus dem Hauſe ſtehlen wolle, beſtätigt ihn in ſeinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er ſich entdeckt glaubt. Dem Marcheſe wird die Sache mitgetheilt, und Beide nehmen ſich vor, den Maler in der Bildergallerie zu belauſchen, zu überfallen und zur Rede zu ſtellen. Um Mitternacht wird Spinarosa von dem Caſtellan in die Gallerie gelaſſen. Dort ſpricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und ſtößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Conterfei des von ihm

gemalten Grafen Nord, der ihm seine Geliebte entzogen und ihn so schnöde behandelt. Sollte ihn dieser Anblick nicht in Wuth setzen? In dem nämlichen Augenblicke stürzt der Marchese und der Castellan herein. Das an den Galgen geschlagene, von dem Kastellan dem Galgen abgestohlene und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinarosa herabgeworfen. Das ist lautes Bekenntniß seiner That. Der Marchese zieht den Degen, und da sich der Maler ihm nicht entgegensetzen will, durchstößt er ihn.

Dies geschah um Mitternacht. Wie schafft man sogleich Camilla herbei? Diese hatte ihrer Gesellschafterin gesagt, sie wolle diese Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Gallerie, weil dann Geister dort herumwandeln sollen, und sie wolle hören, was Wahres daran sei. Auf den Mordlärm eilt sie herbei. Sie sieht den blutenden Geliebten. Sie *sieht* ihn, denn in diesem Augenblick erhält sie das Gesicht wieder, der Wahnwitz überfällt sie, und sie sinkt todt hin. Der Maler stirbt auch, und der Marchese bedauert seine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler sterben lassen können!

Und käme nun der Dichter dieser Tragödie und spräche: „Herr Recensent, Sie wollen schlau sein,

aber wie haben Sie sich ertappen lassen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernst gewesen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein Bild über die dramatische Charlatanerie und Kinderpossenreißereien der deutschen Poeten habe lustig machen wollen?" — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich schämen. Man hat die Sprache in dieser Tragödie gelobt, sie soll blühend, bilderreich sein; aber gar Manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung so wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Castellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu,
Als sei das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel fast der Mund
Erstaunend offen steht, so sperrt die Burg
Auch ihre längst verschloss'nen Thore auf.

Die Thüren zureißen ist falsch. Reißen heißt gewaltsam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeschlagen wird, so wird sie gewaltsam mit dem Thürpfosten verbunden. Will der Castellan ein Maul haben wie ein Thor, so habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund fast offen steht, das heißt nur halb, so kann er es mit dem zum

Empfange der einziehenden Gäste ganz geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Castellan schlecht spricht, so beweis't das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Palaste ist die Bedientenstube schlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrschaft. Freilich spricht der Castellan so pretiös, so sententiös, daß man ihn mit seiner Herrschaft verwechseln könnte. . . . Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Castellan sagt:

Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunst mir eine aufgethan;
Da steht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meister seit Jahrhunderten
Gesammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, ist allerdings die Welt verborgen, allein er ist sich dessen nicht bewußt. Der muß die Welt schon viel kennen, der es weiß, daß er sie nicht genug kennt. Ueber den Unsinn dieser Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Mensch, als Maler, an einem Kunstgeschwätz nicht wird fehlen lassen, das läßt sich denken, so wie auch, daß er ganz unausstehlich altklug spricht. In unsern neuen Tragödien geberden sich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachsene. Der kleine Otto in der „Schuld" ist

hierin mit seinem Beispiele vorausgegangen. Der sanfte Raphael, wenn er den Kunstschüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Klosterbruders, hätte sprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit seiner derben Faust dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Bursche, und raisonnire nicht! . . . Der Marchese, in der Erzählung, die er seinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, sagt:

Und weil dein Vater, der Verschwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt worden war, so hing
Man wenigstens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war," — überhaupt alle diese Verse sind doch etwas zu bürgerlich und herablassend. „Wenigstens," hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Versen herrscht Unsinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Person gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man seine Copie an den Galgen schlagen. So hängt in manchen Bildergallerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt

nicht das Original, welches nicht zu haben war, sondern die Copie. Der Ausdruck: „in contumaciam," steif, hölzern, übeltönend wie er ist, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozesses, aber in kein Dichterwerk. Das hängt sich centnerschwer an den Flügel des Pegasus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule" nennt, kommt in dem „Bild" so häufig vor, und macht auf selbst ehrliche Ohren einen so unangenehmen Eindruck, daß in der Handschrift dieses Drama's, dessen sich die hiesige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetischere Hochgericht dafür gesetzt wurde.

In der ersten Scene des dritten Akts spricht der Castellan mit dem Grafen Nord von seinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf sucht ihn zu besänftigen, und sagt:

— Blinde Rach' ist eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indeß sie selbst mit Reue schwanger geht.

Also die Rache ist eine Wölfin. — Das läßt sich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleischt — mag hingehen, ob zwar die Naturgeschichte nichts davon sagt; denn wie ist es denkbar, daß sich die alte starke Wölfin von ihrer schwächern Tochter sollte beißen lassen? Aber freilich, diese Tochter ist so schwach und

jung nicht mehr, denn sie ist schwanger, so daß, indem sie von der Mutter frißt und das abgerissene Fleisch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit ist die Wölfin schwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht sich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue schwanger, so ist diese ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in stylistischer Beziehung. Will man einen Begriff durch Versinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen anschaulicher machen, so muß man bei der Natur des Vergleichenden stehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landschaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beispiel anführen, wie man einen solchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem schönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und seidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes schriftlich oder mündlich sagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen," das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht ist; denn man sieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen sind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende

Licht zu mildern, zwei seidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen.“ Das wäre falsch, denn über der Sonne befinden sich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber sagt: „Deine Augen sind zwei kristalline Fenster, über welchen Vorhänge mit schwarz seidenen Franzen hängen,“ so ist das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinarosa kein anderer als Maler Lenz sei. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach seinem wahren Namen. Spinarosa sagt:

Gibt Euch mein Name
Von unserm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenlose Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgesehen von der Gemeinheit dieses Wortspiels, so liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenlose Blumen trägt der Lenz.“ Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, sie will ihn sticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn sie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?“ ihn unter die Rippen stößt? —

Es ist von dem schändlichen Mordmaler die Rede. Der Marchese sagt:

O ſchändlicher Verrath! Den Böſewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben miſchte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte dieſen Pinſel
(an den Degen faſſend)
In ſeines Herzens rothen Farbentopf,
Bleich wie die Wand ſein Angeſicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben miſcht.“ Dieſe Miſchung taugt nichts: Gift iſt eine Subſtanz und Rache ein Begriff. Es iſt gerade ſo, als wollte man Mehl und Unſchuld unter einander miſchen. Das Schwert einen „Pinſel“ zu nennen, iſt nur einem betrunkenen Huſaren im Wirthshauſe erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf“ zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu malen? Das iſt ein Taſchenſpielerſtreich!

Nennt der Marcheſe das Schwert einen Pinſel, ſo macht dagegen Leonhard den Pinſel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunſt ſo tief entweihen
Und ſeinen Pinſel zu dem Richtſchwert machen?

Bei eben dieſer Gelegenheit läßt ſich der Caſtellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Iſt nicht ſo ſchändlich; 's iſt ein einziger Stoß
In Haſt und Wuth geführt . . . . . .
Allein der Maler ſaß, und malt', und traf!

Besonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luftigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß. . . .

Die Schandthat ist ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es gibt sich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu seinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Kost gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es ist wahr, zweckmäßig ist, sie hoch zu stellen, damit sie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste. Das ist unerhört. Oder ist es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Ist die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, so muß sie als Huhn leben und sterben und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber diese Kritik hat sich sehr ausgedehnt, daß ich die Leser bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

LXIV.

Nachtrag zu vorſtehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Literaturblatt, herausgegeben von Müllner.

Das erſte Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitſchrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. Dezbr. 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erſtern bin ich vollkommen einverſtanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe ſagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter*) hat ſich

*) Rezenſent iſt ein helles und heiteres Wort, das ſeinen nächtlichen Sinn falſch bezeichnet; es dringt luſtig in's Ohr, wie Schalmeien-Klänge aus dem ſonnigen Thale herauf. Buchrichter aber iſt grauenvoll und maleriſch, es tönt faſt wie Blutrichter. Als Verſuch will ich in dieſer meiner kunſtgerichtlichen Einrede ſehen und zeigen, wie es ſich aus-

geäußert: bei mir überwiege der Witz die Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieses kein Tadel; denn da es nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich schwer sind, so muß auch nothwendig von verschiedenen Geistesgaben, die ein Mensch vereinigt, die eine schwerer oder größer sein als die andere. Ich dürfte mich also des erhaltenen Lobes freuen und dem freundlichen Spender dafür danken. Es ist aber eine eigene Erscheinung, daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt wie eine Schneeflocke so leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge stürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, sobald sie aber das Literatur-Blatt gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies sei wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt gelesen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und ging fort. Da nun kein Richter abgesetzt werden kann, außer im Falle

---

nimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das ist unsere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutschen!

eines überwiesenen Verbrechens, also auch kein Kunstrichter, so muß mir viel daran gelegen sein, meine Unschuld darzuthun, damit ich mein Kunstrichteramt nicht verliere. Ich werde also beweisen, daß das Literatur-Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Witz, aber nie diesen ohne jene haben kann. Freilich werden es die Leser unschicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Mensch seinen guten Magen, sein gutes Herz, sein gutes Gedächtniß und seine Geliebte öffentlich loben; seinen Geist, seinen Witz und seine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch diese Anstandsregel nicht. Ich behaupte blos, daß w e n n ich Witz habe, wie er mir im Literatur-Blatte zugesprochen, ich a u c h Urtheilskraft besitzen müsse.

Die Monarchen U und W des Conversations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfassung meines Kopfes umgestoßen, indem sie ihm die gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen und nur den Hofprunk des Witzes gelassen ihren Beistand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verstärkt mich wenig. Meistens ausgediente Soldaten, noch

von der Kantischen Kriegsschule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit so großem Gepäck beladen, daß sie nicht von der Stelle können. König U schickte mir: „Urtheilskraft (judicium) ist die zweite Handlungsweise des Verstandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verstand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen.“ Diese schweren Reiter werden wenig ausrichten, sie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urtheilskraft ist das Spezifische des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — schade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz ist nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinnste auf Zahlen, die sie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen.“ Diese unglückselige Artillerie weiß nicht, wo der Feind steht, und richtet ihr Geschütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, so bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine.

Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Musterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und stellte es in den Hinterhalt; denn seine Aeußerung: „Witz ist eine spielende Urtheilskraft," schien mir ein Einverständniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, sie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundstoffe auseinander sondern, um ihr inneres Wesen, ihre Beschaffenheit kennen zu lernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn sie sich an den Pforten des Geistes melden, äußerlich an Gestalt, Größe und Farbe ganz gleich erscheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Wesen nach übereinstimmen. Das Urtheil ist daher entweder trennend oder bindend; jenes straft die äußere Uebereinstimmung, dieses die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das Eine Scharfsinn, das Andere Witz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, sondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollte; denn es gibt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verschieden ist. Aber nicht einmal darin

verſchieden iſt der Witz, welcher blos ein ſchnelles Urtheil iſt. Wie die Voltaiſche Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zerſetzt, während die gemeine Chemie ſich auf trocknem und naſſem Wege erſt abmatten muß, ſo entdeckt der Witz bald und leicht die Grundſtoffe einer Sache, die das Urtheil nur langſam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterſcheidet ſich von dem blos urtheilskräftigen wie der Reiſende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben iſt es! an dem vornehmen Reiſenden gehen Landſchaften, Städte, Dörfer und Menſchen eilig vorüber, er kann die Gegenſtände weder kennen lernen, noch genießen; der beſcheidene Fußwanderer aber hat Zeit, Alles genau zu unterſuchen.“ Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reiſens war oder das Ziel? Beim Urtheilen aber iſt der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung, nicht die Art des Theilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menſchen-Hände dazu. Der Witz iſt nicht ſo belehrend als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er ſpricht nur für Ausgelernte und erinnert ſie an das, was ſie ſchon wiſſen. Jede Sache, jedes Verhältniß

hat eigene Geſichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer inneren Natur entſprechen; der Witz kennt dieſe Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete ſelbſt ſehen; jener errathet, wozu dieſer erſt die Beweiſe ſucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er ſchält die Rinde ab, er ſpaltet das Holz, er ſteckt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-Syſtem bekannt iſt, er wirft einen Blick auf die Blüthe und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieſer iſt Witz, jener Urtheil. Die Ausſprüche des Witzes verdienen ſo ſtarkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber ſie erhalten es nicht; denn der letztere beweiſt und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche ſollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder ſpricht frei, ohne ſich zu erklären. Man ſpricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine ſolche, aber ſie liegt nicht in ſeiner Natur, ſondern in ſeinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil gibt. Ich glaube alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Witz nichts anders als das geflügelte Urtheil iſt; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem ſie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, ſo verdanke ich den

Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich Uhuſchen, noch die Königlich Weheſchen Truppen ſind ein einziges Mal zum Schuſſe gekommen.

Das Literatur-Blatt ſagt von mir: (ich erzähle es mit ſichtbarem aber ungeſehenem Erröthen allen Nicht-Leſern des Morgenblattes) „Hr. B. ſcheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu ſein; ganz geeignet, unterhaltende Recenſionen zu ſchreiben... was aber die ächte Kritik betrifft, ſo dürfte ihm — vielleicht der Umſtand im Wege ſein, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Dieſe Vermuthung beruht hauptſächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerſpiel, das Bild, geliefert hat. Er hat ſcharfſichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden und mit anziehender Leichtigkeit anſchaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geſchlagene Bild eines Verfolgten täuſchend ähnlich gemalt und dadurch dieſen in's Verderben geſtürzt haben ſoll, in folgenden Bildern ſpricht:

Beſonnen brütet' er die Schandthat aus,
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

ſo iſt darinnen mehr Witz — tragiſcher nämlich, Witz des Pathos — als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, ſtatt mit Gerſte!“ Hr. B. hat hier offenbar überſehen, daß die poetiſche Diction nicht füglich nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann.“ Dieſes ganze richterliche Verfahren enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur-Blattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entſcheidungskunde geſchrieben hat, ſelbſt bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil; die Ausſage des Zeugen aber auf Mangel an Witz. Die Behauptung des letztern mag wahr ſein, indeſſen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch iſt der geführte Beweis falſch. Ueberſehen habe ich nicht, daß die poetiſche Diction nicht nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, ſo war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter ſpricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unſichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anſchaulich machen; er will ein unbe-

kanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden lassen. Dann muß aber, soll der Zweck der poetischen Diction erreicht werden, das vorgestellte Bild wirklich in der sinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt sein. In der bemerkten Stelle wollte Houwald seine Empfindung, wie sich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zusammengesellten, bis endlich das bestimmte Opfer vergiftet hinstürzt, den Lesern durch ein Bild versinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menschen sich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der schweren Last unbegreiflicher Weise ganz bleibt, ausbrüten. Dieses ist weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man sagt zwar bildlich: der Mensch brütet über eine Schandthat, aber die Sache selbst, das Original darf man ihn nicht verrichten lassen. Nun ist das Küchlein auf der Welt, es soll leben, aber all' sein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen ist, was Naturgeschichte oder Landwirthschaft rücksichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf also weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt', noch mit Ehr' und Leben,

am wenigsten aber mit fremder Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe bestraft, würde es sich gar nicht schicken, selbst zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerstreuung leicht und oft in solche falsche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme seiner Empfindung den Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und diesem kömmt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der besprochenen Stelle, da er vom Fressen der Ehr' sprach, ganz das Küchlein vergessen und sich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entstand die fehlerhafte Mischung von Kunst und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr gesagt habe, einen gemalten Baumstamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieses, als wie wenn ein Uebersetzer, wo ihm die verdolmetschenden Worte mangeln, die Worte der Ursprache einmischen wollte. Hätten übrigens die vier besprochenen Verse auch nicht gegen die poetische Diction gefehlt, so hätten sie sich doch immer gegen die poetische Kunst vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt seinen Quintilian vergessen und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Ver-

zweiflung macht allerdings garſtige Geſichter — aber auf der Bühne darf ſie es nicht; dort müſſen ſelbſt die Krämpfe der Seele ſich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperſon in der Tragödie u. a. aus dieſem Grund tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unſere gute Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen“ u. ſ. w., ſo hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergeſſen, ſondern auch den Umſtand überſehen, daß bei jedem Zuſchauer wenigſtens ſoviel Phantaſie vorausgeſetzt werden muß, als nöthig iſt, um ſich mit ſehenden Augen in den Zuſtand eines Blinden zu verſetzen. Wird wohl irgend Einer am Schluſſe des Wallenſtein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von ſich ſcheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein Gift im Leibe?“ Der Grund freilich iſt nicht feſt genug, ob zwar auch nicht ganz ſo locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit ſehenden Augen ſich in den Zuſtand des Blinden verſetzen, aber nicht in alle Folgen dieſes Zuſtandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Geſicht des Schmerzes, welches die unglück-

liche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tausend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine besondere Thräne. Wir schenken ihm eine runde Summe des Mitleids und haben uns dann abgefunden. Gegen dieſen Grund, warum tragiſche Perſonen nicht blind erſcheinen dürfen, läßt ſich, wie auch geſchehen iſt, Einwendung machen; ich habe aber beſſere Gründe theils dargereicht, theils angeboten. Ich ſagte, es dürfe kein tragiſches Geſchick in einer Krankheit des Leidenshelden ſeine Quelle haben. Die Urſache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwiſchen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und chriſtlicher geſprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt iſt es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit ſein, welche ſtritt und unterlag, nicht die gefeſſelte Sclaverei. Der kranke Menſch jedoch iſt ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Geſunden — weil er die Waffen nicht zu führen verſtand, wir aber werden uns zu vertheidigen wiſſen. Kann der tragiſche Dichter dieſe Hoffnung des Siegs aufkommen laſſen, wenn er dem unbezwingbaren Geſchicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich

hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, sie als solche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, sie war die Folge seiner That und seines Mißgeschickes. Nicht seine Blindheit, seine Selbst-Blendung rührt uns, und sie macht die höchste tragische Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängnisse nicht entgehe, indem man die Werkzeuge seiner Rache meidet; denn weichen wir diesen aus, so muß unsere eigene Hand die Strafe des Geschickes an uns selbst vollstrecken. Bei Oedip erschüttert uns der boshafte Witz, das grausame Vorspiel des neckenden Schicksals: Er sah, so lange er blind war, und ward blind, so bald er sah. Daß es nicht das Blind-sein, sondern das Blind-werden ist, was für Oedip aufregt, kann man leicht versuchen, wenn man beide Tragödien dieses Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es ist — ich kann kein anderes Wort finden — es ist ekelhaft, den alten augen-

losen Bettler zu begleiten, zu sehen, wie unbehülflich er ist, wie ihm seine Tochter beistehen muß, wenn er sich setzt oder aufsteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeschlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beispiel der Terzky am Schlusse des Wallenstein ist nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, so haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich sind. Auch ist es nicht das Gift, die Vergiftung ist es, die tragisch auf uns einwirkt. Es entsteht nicht der Wunsch in unserm Herzen: möchte doch eiligst ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einstweilen Oel oder Seifenwasser trinken! Nein, sie mag sterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauses. So sehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der sie herabschüttelt.

Es ist mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abschreibers oder des Schauspielers zu setzen gewesen wäre. Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unschicklichen Rüge gekommen, begreife ich selbst nicht; doch war es nur

Vergeſſenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne ſo wenig den Dichter als ich die Dichtkunſt übe, und ſo oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenſchaft. Zwar äußert ſich das Literatur-Blatt: ich möchte wohl bei der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleien“ ein wenig gereizt worden ſein; allein dieſes ſollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, ſondern veranlaßt, und ich muß geſtehen, daß es ſich wirklich ſo verhält. Jede Kritik ſollte nur auf eine ſolche Veranlaſſung geſchrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder ſonſt ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, iſt es dann nicht eine abſcheuliche zweckloſe Grauſamkeit, es öffentlich herabzuſetzen und einen Schriftſteller, der, ſei er noch ſo beſcheiden, für ſeine Erzeugniſſe immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber ſobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine ſchlechte dramatiſche Dichtung den Geſchmack des Leſers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß ſie, indem ſie dem verdorbenen Geſchmacke huldigt, dieſem geſetzliche Herrſchaft und Erblichkeit gibt, und daß man ſolchem verderblichen Einfluſſe begegnen müſſe. Ich habe Houwald's „Bild“ von Keinem tadeln, von Vielen preiſen hören. Auch Böttiger

in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein so kenntnißreicher Beurtheiler! was soll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwischen der Erklärung: ich habe den Verstand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erstere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre sehr zu tadeln! Ich bin so glücklich, keine Freunde zu haben, die schlechte Bücher schreiben; aber hätte ich solche — nun freilich, ich würde sie auch nicht tadeln, ich schwiege. Weiter darf sich die Nachsicht nicht erstrecken; man kann sich selbst, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anspruch.

Einige Bild-Verehrer haben mich als einen Ikonoklasten feindlich behandelt und den Bilder-Sturm abzuschlagen gesucht. Die in Frankfurt erscheinende Iris sagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie, „mißverstehend den tiefen Sinn der Dichtung, streng getadelt; aber der reine Geist, der darin waltet, ist unverwundbar." Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich sehr, daß sie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wissen sollen, daß Karl der Große selbst schon vor länger als tausend Jahren gegen die Bildverehrung geschrieben, und

daß eine damals in unserer Vaterstadt gehaltene Kirchenversammlung ihm feierlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung sein, so hätte sie wenigstens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen sollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Wasser und zu Lande (in Prosa und Versen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (sogenannt, weil sie Briefe gegen Geld wechseln,) schrieb noch nach Dresden: „Houwald's schöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften seiner Zeitschrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr ist, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach seinem Ausspruche taugt der Plan nichts, die Sprache ist unpoetisch, und es findet sich sogar — man höre! — ein Verstoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht besser um. Da entstand denn in einem Kreise billiger Kunstfreunde, welche Hrn. Börne's Aussprüche nicht billigen konnten, folgendes Distichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag sein! Dahin reichet dein Maßstab;
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der steht dir zu hoch!

Nimmst du gar Houwald's so trefflichen Reim auf die richtige Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —"

Die billigen Kunstfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Distichon in ihrem Kreise entstand. Es ist mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind sei, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht ist er mir nur aus metrischen Gründen zugethan. Den Schwung, das Malerische des Distichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!" ist wahrhaft plastisch; ich fühlte die Hand des Polizei-Dieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird Keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter sagen: ich sei ein Galgenstrick? Ich wollte ihm nicht rathen, dieses gemeint zu haben. Das wäre schlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenstrick, und hat er mich wirklich einen Galgenstrick genannt, und ich bringe heraus, wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.

Mit dem Prosaisten aber bin ich nicht zufrieden; das ist ein grober Mensch. Warum beleidigt er mich? Wozu sagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr sei? Mich ärgert das sehr. Solche Grobheiten belustigen weder, noch belehren sie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte diese Kränkung nicht aufnehmen sollen. Das Blatt ist sonst immer fein, immer wohlriechend; wahrscheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieses brenzliche Oel in die Lampe gegossen.

LXV.

Abällino, der große Bandit.

Trauerſpiel von Zſchokke.

Wir haben den Geſchmack, ſelbſt an großen Spitzbuben, durch Ueberſättigung verloren, und es iſt nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Koſt etwas zu würzen verſtanden. Ein Schauſpieler von Einſicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines ſo abgeſchmackten und lächerlichen Stückes zu ſehr herausheben wollen. Als Anbeter der Roſamunde war Herr *** weicher, als ein ſo tapferer Jüngling ſein dürfte; ein gewiſſes ſchmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes ſteht zu unmännlich an. — Frau ***, als Roſamunde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anſtande einer Nichte des Dogen

zu verbinden gesucht. — Herr *** spielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher seine Nichte ausgesetzt war, das Erscheinen des schrecklichen Abällino im Garten, der Tod seiner beiden Freunde, die Ueberraschung Rosamundens in Flodoardo's Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthsels — nichts von allen diesen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Fassung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürstliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmsten der Stadt ein Fest gab, war mit großer Einsicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erscheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

LXVI.

Die Braut.

Luſtſpiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieſer Stoff in Luſtſpielen behandelt wird, ſo mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen ſollte? Man denke ſich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schickſal im Luſtſpiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menſchen werden ſolle, und das Freche und Unbehagliche in dieſem Wettſtreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodiſche Verſe zeichnen übrigens auch dieſes Scherzſpiel Körners vortheilhaft aus.

LXVII.

Hamlet,

von Shakeſpeare.

Unter den Schauſpielen des britiſchen Dichters, die ſich nicht in der Geſchichte oder Fabel Englands bewegen, iſt Hamlet das einzige, das nordiſchen Boden und nordiſchen Himmel hat. Der naturkundige Shakeſpeare verſtand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichſten ſei für jede ſeiner Menſchenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entſchiedenen Leidenſchaft, der hellen, ſcharf umgrenzten That gab er den blauen ſonnigen Süden, wo die Nacht nur ein ſchlafender Tag iſt; den wehmüthigen, brütenden, träumeriſchen Hamlet verſetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düſtern Himmel, wo der Tag nur eine ſchlafloſe Nacht iſt. Gleich

dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieſes Trauerſpiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenſtrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geſchieht, wir das warme Wort Rom, und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genaueſten Schätzer, wie die wärmſten Freunde des Dichters haben Hamlet als ſein Meiſterwerk erklärt. Wir müſſen die Grenzen dieſer Meinung ſuchen. Hamlet iſt nicht das bewunderungswürdigſte Werk Shakeſpeare's; aber Shakeſpeare iſt am bewunderungswürdigſten im Hamlet. Nämlich: erſtaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geſchieht es nicht, wo ihre Wirkſamkeit beginnt, ſondern wo dieſe aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unſere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakeſpeare mußte ſich verdoppeln, mußte aus ſich heraustreten, ihn zu ſchaffen, er hat darin ſich ſelbſt überholt. Aber dieſes iſt nicht geſagt in der redneriſchen Sprache der Lobpreiſung, ſondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet iſt eine Colonie von Shakeſpeare's Geiſte, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und

von ganz anderen Gesetzen regiert wird, als das Mutterland.

Shakespeare ist ein Naturgläubiger, ein Naturweiser. Sein Gott ist ein offenbarter Gott, die Abspiegelung der Welt im menschlichen Geiste ist seine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erscheinen als freundlich menschliches Gesicht. Alles athmet, Alles lebt, und der Tod ist nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da ist alles mystisch: Ueberall sonst tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet steht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da ist die Nachtseite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonst überall bei Shakespeare erscheint die Philosophie und gestaltet sich als Erfahrung; im Hamlet verschwindet die Erfahrung und steigt als Dunst der Philosophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andern Charaktere des Dichters sind convex und bilden Brennpunkte; Hamlet ist der einzige concave Charakter, dessen Strahlen divergiren. Alles sonst, auch das Furchtbarste, das Gräßlichste erscheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erschreckt selbst der Scherz, denn ihn bleicht der Mondschein. Nicht der Geist des ermordeten Königs ist das schlimmste

Grauen; er zeigt ſich in der Nacht, in dieſer dunkeln Wohnung der Geiſter, wo wir nur ſchüchterne Gäſte ſind. Der Geiſt bei Tage in unſerm eigenen Hauſe — Hamlet's Geiſt iſt viel entſetzlicher.

Shakeſpeare iſt König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein Anderer, dürfte man ſagen: Hamlet iſt ein lyriſcher Charakter, der aller dramatiſchen Geſtaltung widerſtrebt; Hamlet iſt das Un-Ding, ſchlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es iſt Shakeſpeare! — wir müſſen gehorchen und ſchweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor iſt ſelbſt gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes erſetzen. Werfen wir zuerſt einen Blick auf die Umgebungen unſeres Leidenshelden. Hamlet iſt nicht der Mittelpunkt, wir müſſen ihn dazu machen; wir wollen erſt ſeinen Kreis bilden und ihn dann hineinſtellen. Doch vor Allem rüſten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, ſo oft beſiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menſchen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargeſtellten, ohne zu unterſuchen, Alles, was die Tugendhaften im Schauſpiele von ihnen ſagen und denken. Das iſt nicht die rechte Art; wir

müſſen ſie ſelbſt beobachten und prüfen. Hamlet iſt gar nicht ſo edel und liebenswürdig, wie er ſeinem Mädchen erſcheint; der König iſt lange nicht ſo nichtswürdig, wie ihn Hamlet läſtert. Ja, wir müſſen uns ſehr vorſehen, daß wir den böſen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz iſt ein nordiſcher Hof, halb gekleidet im wilden Eiſen der alten Zeit, halb im Tuche unſerer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn ſchneiden. Der Roſt der Politik fing ſchon an, den kriegeriſchen Stahl fleckig zu machen. Grabſinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen ſich. Die Hofleute haben ſchon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wiſſen, wo der Haſe im Pfeffer liegt. Verſtand gewahren wir genug; aber nicht Geiſt, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, ſind Orakel, und ihre Gelehrſamkeit wird angeſtaunt. Der Scherz iſt etwas plump und unzüchtig; die Sylbenſtecherei gehört zu den Turnierübungen der ſchönen Geiſter jener Zeit. Das Volk iſt ſtörrig — „Ihr falſchen Dänenhunde,“ ſagt die Königin.

Der König hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Wittwe geheirathet und ſich die Krone aufgeſetzt.

Er ist verschlossen, wir können ihm nicht in die Brust sehen; aber es scheint, er ist der Königin ernstlich zugethan und wir dürfen glauben, daß seine Liebe älter sei, als sein Ehrgeiz und sein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat sich den unterirdischen Mächten verkauft; doch seine Rechnung ist ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Bösewichtern Shakespeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu sagen, der Sittlichkeit gar nicht heilsam sind. Man kann Shakespeare's Böse-wichtern nicht recht gram werden; sie sind nicht schlimm für eigene Rechnung allein, sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach seiner großen Schuld, thut nicht mehr Böses, als nöthig ist zu ihrer Benutzung und seiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und seine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbst arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er ist sehr nachsichtig, sehr langmüthig gegen Hamlet, dessen wahre Stimmung er, und er allein, durchschaut, sobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er ist ein vornehmer Geist, dem sein untergebenes Ge-

wissen nur in der stillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überrascht, und er seine starken Kniee vor Gott beugt, sind wir bewegt und es schmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er ist ein stattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei staatsklug, beredtsam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius mit schonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einschmeichelnder Aufmerksamkeit. Er ist zechlustig, wie sein Land; er ist es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's Schauspiel plötzlich verließ, geschah es nicht, weil er seine innere Bewegung nicht bemeistern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erste Eindruck ihn am meisten überraschen mußte. Er entfernt sich nur, sich zu retten, denn er fürchtet das Spiel könne ernsthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein starker Mann der einmal fest beschlossenen That nie eine Drohung vorausschickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an

der Spitze einer empörten Rotte in den Palast dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von seiner Seereise zurückkehrt und den Plan vereitelt; nicht, als die Königin vergiftet niedersinkt, deren Ohnmacht er für Nervenschen vor Blut erklärt; selbst nicht, als er selbst unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und sendet nach Hülfe. In diesem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menschen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu sein, war es nicht seines, sondern das seines Volks.

Die Königin ist schwach, sie ist Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; sie ist Hehlerin, kauft wohlfeil gestohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebstahl geschehen. Des Königs männliche Art hat sie überwältigt; ihres Sohnes Gewissens-Lampe, erst um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und sie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenossen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunst dem Königssohne zur Seite gestellt, daß sie Licht werfen auf

seine Schatten. Fortinbras streckt mit schöner Keckheit seine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er sich ruhig zu eines Andern Tasche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlet's stillen Schlaf, und als dieser ausgeträumt und stirbt, ist er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu besteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufschleichen wollen. Laertes, der leichtgesinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod seines Vaters zu rächen, und ist sehr bereit, sich die Zinsen seiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen, — und der ernste, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geschlichen von dem keuschen Wittenberg her und schleicht fort, und träumt und besinnt sich, und vollbringt nichts. Mit Laertes' lauter Trauer um Ophelia sucht er zu wetteifern; seinen stillen Schmerz um sie theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg studirt und kam mit starkem Geiste und schwachem Fleische von dort zurück. Er ist ein ganzer Lateiner geworden und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäsar. Die jungen Hofleute werden sich wohl im Stillen über ihn lustig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, sagt Horatio: er wäre kein Däne, sondern

ein alter Römer, und er wolle seinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es schön bleiben. Hamlet brauchte seinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur selbst hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in seiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne ist sein Verstand zu schwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut sich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnsinn und Schwärmerei versteht er sich zwar nicht viel; denn diese Krankheitsfälle sind ihm in seiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch versteht er sich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe sich für die Biederkeit seines Königs todt schlagen. Die schöne Erfahrung, die das Alter verschafft, besitzt er im hohen Grade. Er giebt seinem Sohne ganz vortreffliche Reiseregeln; er ist ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute sind. Seiner Tochter macht er zwar ernste, doch zugleich milde und freundliche Vorstellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das seiner Staatsdienerpflicht als unschicklich erscheint. Und doch

wäre dieſes Verhältniß nicht ohne Hoffnung geweſen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte ſie eine Verbindung zwiſchen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius iſt ein treuer Diener ſeines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launiſcher Meteorologie ſchmeichelt, ſo geſchieht es nicht aus alberner Kriecherei, ſondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann ſtirbt, und daß er den Untergang des Königshauſes und ſeines eigenen nicht ſieht.

Ophelia iſt gut und auch beſchränkt wie ein Bürgermädchen; der Hof hat ſie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte ſie und bemerkte nicht eher, was ſie verloren, bis ſie mit dem Mörder ihres Vaters es unerſetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zur Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine ſtand gerade in einem Fußtritte des weit dahinſchreitenden Schickſals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Iſt der Geiſt wirklich ſo erhaben, als er ſchon oft geſchildert worden? Er tritt geharniſcht auf; aber, wie mir ſcheint, iſt nur ſeine Hülle umpanzert, ſeine innere Seele aber iſt weich und bloß. Die

Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne. Hamlet iſt gar nicht zu verkennen. Er iſt ein ſchwacher, philoſophiſcher, geflügelter Geiſt, der in der Luft zu Hauſe iſt. Weſen ſolcher Art ſingen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater ſpricht gern, viel und kunſtredneriſch; man könnte glauben, einen verklärten Schauſpieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verſtattet, iſt ſo ſehr kurz, und er verliert ſie faſt unbenutzt. Statt mit dem Wichtigſten, mit den Thatſachen, mit ſeiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerſt von ſeinen Höllenqualen und zeigt die größte Luſt, eine große dichteriſche Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichſten, mit dem Brudermorde endigen; das iſt aber hier ein Fehler. Das Schauerlichſte an einem Geiſte iſt, daß er erſcheint und ſpricht; was er thut und ſagt, und wäre es das Schrecklichſte, iſt nach dem Andern Kinderei. Auch ſcheint der Geiſt in jener Welt ſeine Menſchenkenntniß nicht verbeſſert zu haben, ſonſt hätte er jeden Andern eher als Hamlet zum Vollſtrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Abſicht ſeiner Erſcheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, ſich einen Rächer zu ſuchen; unglücklicher Weiſe aber

war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geist ist so besorgt, Horatio und die andern Zeugen schwören zu lassen, daß sie nicht reden wollten von dem, was sie gesehen, versäumt aber, was viel nöthiger war, seinem Sohn Verschwiegenheit zu empfehlen. Dieser plaudert und verplaudert Alles und vereitelt dadurch den Wunsch seines Vaters und sein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder seines Bruders, sondern als der Mörder seines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieses Land, an diesen Hof, unter diese Menschen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet sich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen so sehr oft leiden. Aus dem Treibhause der Schule wird er in die freie Welt gesetzt und verkümmert. Ein Königssohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er sich in Wittenberg, wilde Theses zu bestreiten und hasenfüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die schwere deutsche Philosophie zur Grazie in dem geistreichen Fürstensohne; aber desto schlimmer — die geschmeidige dringt in die feinsten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege versperrt. Das

Einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, seine Fechtkunst, auf die er so eitel ist, gereicht ihm zum Verderben. Er ist weitsichtig, sieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er sieht nicht die scharf geschliffene Degenspitze, die nur einen Finger weit von seinen Augen blinkt. Hamlet ist ein Feiertags-Mensch, ganz unverträglich mit dieser Werkeltags-Erde. Er verspottet das eitle Treiben der Menschen und diese tadeln seinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere schlafen und Nichts von ihr wissen wollen, und schläft, während Andere wachen und geschäftig sind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als sein Ich setzen. Er lebt in Worten und führt als Historiograph seines Lebens ein Schreibbuch in der Tasche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen sollte. Er kennt die Menschheit, die Menschen sind ihm fremd. Er ist zu sehr Philosoph, um zu lieben und zu hassen. Die Menschen kann er nicht lieben, den Menschen kann er nicht hassen; darum ist er ohne Theilnahme für seine Freunde und ohne Widerstand gegen seine Feinde. Muth, dieser Bürge der Unsterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er sich nicht unsterblich

glaubte? — er hat ihn nicht, der Königssohn. Weil er in jedem Menschen das übergewaltige Menschenvolk erkennt, ist er furchtsam, was Andere nicht sind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur den Einzelnen sehen. In der Schuld seiner Mutter sieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen seines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, diesen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geistes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum ist er kühn in Entwürfen und feige, sie auszuführen. Zum Uebermaße des Verderbens kennt sich Hamlet sehr gut und zu seiner unseligen Schwäche gesellt sich das Bewußtsein derselben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet ist ein Todesphilosoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, steht er unentschlossen, unbeweglich da; sind sie hell, ist es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügerischen Lichte. Das Leben ist ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum ist der Kirchhof seine Welt, da ist sein Reich, da ist er Herr. Wie liebenswürdig erscheint er dort! Ueberall betrübt, da ist er heiter;

überall dunkel, da ist er klar; überall verstört, da ist er ruhig. Wie treffend, geistreich und witzig zeigt er sich dort. Sonst betrübend durch seine Todesgedanken, wird er uns tröstlich zwischen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verspottet, spottet er den Tod auch zu nichts. Da ist er nicht schwach — wer ist stark im Angesichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungescholten den Befehl seines Vaters vergessen, da braucht er dessen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüst schleppen? Wie grausam! Umbringen im Angesichte des Todes — wie lächerlich, welch' eine kindische Ungeduld! Es ist, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieser schnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend sein, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlet's Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein so zarter Jüngling mit seinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshause gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelstolz der hoch-

gebornen Seelen und er kann ſich zu keiner niedrigen Natur herablaſſen. Geiſtreich und feingeſittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er ſich trüb geſtimmt und ſchwärmeriſch, wird er verachtet und verſpottet werden; wenn heiter, wird er ſelbſt ein Spötter ſein, was Keiner ungeſtraft iſt, an einem Fürſten aber, dem gleiche Waffe ſich nicht offen entgegenſetzen darf, ſich im Verborgenen am gefährlichſten rächt. Hamlet tadelt die Zechluſtigkeit des Hofes, macht Polonius' geſchäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim iſt ihm unleidlich und er würde ihn haſſen, auch wenn er nicht der Mörder ſeines Vaters wäre. Der Geiſt ohne Charakter ſteht dem Charakter ohne Geiſt und jener dieſem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt ſich überwältigt von der ſtillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünſte ſind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er ſelbſt hat dieſe Künſte nicht geübt und dieſes gibt ihm jenen heftigen Groll, der ſelbſtbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber iſt er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das ſich um ſein Herz gelagert, tritt ſelten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet ſo viele zählt, den

friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet ſein, wenn er erfährt, daß ſein Oheim ein Böſewicht iſt; wie wird er ſich erleichtert fühlen, wenn ſein Haß einen Grund bekommen, wenn ſeine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters iſt nicht Hamlet's Schmerz, er iſt nur das Gefäß ſeiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer geweſen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirath der Mutter bekommt er drein in ſeine Trauer. Hamlet weiß beſſer als Einer, beſſer als Etwas, daß Menſchen ſterblich ſind. Aber daß auch Empfindungen ſterblich ſind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabſteigen könne — das überraſcht ihn ſchmerzlich, das verwirrt ihn, für dieſe neue Erfahrung iſt ſelbſt ſein weiter Kreis der Troſtloſigkeit zu eng. Hamlet's Einbildungskraft iſt kühn, ſie wirft alles vor ſich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen ſeiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode ſeines Vaters — er hat dieſen todt gewünſcht — er hat ſeinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geiſt entdeckt. Dieſer erſcheint, ſagt laut, was ſich der Sohn leiſe geſagt, und fordert ihn zur Rache auf.

Hamlet entsetzt sich — nicht über den Mord; er entsetzt sich, daß er ihn rächen soll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewiesen, soll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchsichtig geschaffen und er soll auf Liste sinnen und sie verdecken; er ist zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwischen dem heiligen Gebote seines Vaters und den strengen Verboten seiner Natur, wird er bald hier fort, bald dort zurückgestoßen, verliert alle freie Bewegung, und so sehen wir ihn hingeschleppt von Entwürfen, die seiner Ohnmacht spotten, von Versuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und so sehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge schimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schicksals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde ist da, wo Hamlet den Geist seines Vaters sehen soll. Und hätte er tausend Seelen, sie dürften sich nicht bewegen; und hätte er tausend Herzen, sie müßten still stehen und horchen. Aber in dieser Bangigkeit, wo wir selbst, gleichgültige Hörer eines Mährchens, taubes Ohr, blindes Auge sind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropo-

logiſche Vorleſung, ſpricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die ſauberſten Tugenden beſchmutzen, und ſtellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geiſt ſchreckt ihn auf, er hatte ihn ſchon ganz vergeſſen. Der Geiſt ſpricht Feuerworte. Hamlet brennt — es iſt Zunder. Eine Minute, und es iſt verglommen und die Aſche ſeiner Begeiſterung fliegt in den Wind. Er will raſch ſein zur ſchönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaſte iſt ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat ſchon Mittel gefunden, die Rache mit ſeiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit ſeiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verſtand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politiſch ſein, ſich toll ſtellen. Was denkt er ſich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erſchweren. Soll ſie den König einſchläfern? Sie wird ihn nur wachſamer machen. Will er ſeine Schwermuth vermummen? Er ſoll ſie heilen, er ſoll ſie rächen. Stellt ſich Hamlet toll? Er iſt es. Es gibt Wahnſinnige, die lichte Zeiten, es gibt Andere, die lichte Räume haben, in welche ſie zu jeder Zeit ſich ſtellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnſinn

beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit seinem Wahnsinne zu spielen, und dieser spielt mit ihm.

Hamlet beginnt sein tolles Spiel und prüft dessen Wirksamkeit zuerst an der Unschuldigsten in seinem Kreise, an der liebend-gläubigen Ophelia. Es ist eine unbeschreibliche Häßlichkeit in diesem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle seines Geheimnisses machen sollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerksame König schickt Rosenkranz und Güldenstern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund seines Trübsinnes zu erspähen. Hamlet ist eitel; er verstellt sich, will aber zugleich seinen klugen Kopf zeigen und merken lassen, daß er sich verstellt. Er läßt sich nicht ausforschen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müssen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil sie Höflinge sind, die sich auf Schwärmereien nicht verstehen. Hamlet beharrt in seiner schmählichen Unthätigkeit; statt anzugreifen, verschanzt er sich gegen Angriffe. Wenn auch Mensch und Sohn, durfte er darüber den Fürsten nicht vergessen; er mußte in dem Mörder seines Vaters auch den Mörder seiner Krone bestrafen. Nicht meuchelmörderisch soll er den König tödten, er soll das Verbrechen laut

verkündigen und ſich an die Spitze des Volks ſtellen, das ja, wie Laertes' Beiſpiel gezeigt, dem Könige ſo ungewogen und ſo leicht zu lenken iſt. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauſpieler gemeldet, er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunſt verſteht er ſich, er liebt ſie. Einer der Komödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet ſich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt ſich beſchämt, überhäuft ſich mit Scheltreden und betrinkt ſich in Worten, um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet ſich wieder in Zweifel, um die That verſchieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückiſcher Geiſt betrogen, vielleicht iſt ſein Oheim unſchuldig. Er will ihn prüfen durch pſychologiſche Mittel, er will einen chemiſchen Verſuch aufſtellen, die Schauſpieler ſollen des Königs ächte Farbe darthun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargeſtellt wird, er macht ſelbſt Verſe dazu, und mehr als für ſeinen Vater zeigt er ſich beſorgt, daß ihm die Schauſpieler durch ſchlechten Vortrag ſeine ſchönen Verſe verunzieren möchten. Er unterrichtet ſie mit einer Ruhe, mit ſolchem Bedachte und mit ſolcher Umſtändlichkeit, als habe er ſein gutes Auskommen und ſonſt keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet iſt ganz vergnügt, daß

ihm ſeine Liſt gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält ſich lange im Vorzimmer auf; dort philoſophirt er. Er hält den ſchönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürſten ſich ſo häßlich ausnimmt. Das Leben iſt ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, ſich vor den Plagen der Welt zu ſchützen, als Flucht, Selbſtmord; der Tod ſoll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet, Hamlet will grauſam ſein, er will ihn betrunken zur Hölle ſchicken. Jetzt ſpricht er mit ſeiner Mutter; da iſt ihm wohl und behaglich, da vertragen ſich Pflicht und Neigung. Der Geiſt ſelbſt hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt ſich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Muth, er ſieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wahrloſen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlet's Wahnſinn ſteigt; die Maske der Verſtellung, halb fällt ſie, halb läßt er ſie ſinken. Der König wird zum Aeußerſten gebracht, er muß ſelbſt zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beſchließt er, ihn nach England zu ſchicken, zu ſeinem

Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenschaft von der Nothwendigkeit seiner Entfernung. Hamlet ist es gleich zufrieden, das Wörtchen nein steht nicht in seinem Wörterbuche, er sagt gut und läßt sich schicken. Er denkt an nichts, er entfernt sich von Allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenstück, begeht eine schimpfliche feige That gegen seine Begleiter Güldenstern und Rosenkranz. Diese jungen Leute wollten ihr Glück machen, sie zeigten sich dem Könige gefällig; aber sie durchschauen seine Tücke nicht und wissen nichts von der Botschaft, die sie nach England bringen. Hamlet schreibt wie ein Gauner falsche Briefe, schiebt sie den ächten unter und bringt seine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm selbst gestellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachsucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie ist ihm eine That gelungen, er will sich einmal etwas zu Gute thun, er will sich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf Etwas sinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugesagt, wird es ihm übel um's Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn schon krank. Er wird handeln, er wird sterben. Vorher versöhnt er sich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch

einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt sich rein von dem Schmutze dieser Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es ist die Keckheit eines Diebes, der schon unter dem Galgen steht und Gott, die Welt und seinen Richter lästert. So endet ein edler Mensch, ein Königssohn! Er, der Wehe über sich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt wie ein blindes Pferd das Rad des Schicksals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitschenhieben seiner Treiber unterliegt!

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakespeare's Ironie gesprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verstanden, was man darunter verstanden; aber ich habe Ironie überall vergebens gesucht. Ironie ist Beschränktheit, — oder Beschränkung. Für letztere war Shakespeare zu königlich, für erstere hatte er eine zu klare Weltanschauung; er sieht keinen Widerspruch zwischen Sein und Schein, er sieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verstellten, doch nie spottend des Lebens lächerlichen Ernst. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der

Dichter, der uns immer ſo freundlich belehrt, uns alle unſere Zweifel löſt, verläßt uns hier in ſchweren Bedenklichkeiten und bangen Beſorgniſſen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein ſchlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört ſich gegen ihren Schöpfer und ſiegt; der Augenblick iſt Herr, und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit iſt dem Raume, die Ewigkeit iſt der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böſe ja nicht zu achten, weil es ſtark, das Gute nicht zu verſchmähen, weil es ſchwach iſt; wir glauben unſern Augen mehr. Wir ſehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet iſt ein chriſtliches Trauerſpiel.

Die Welt ſtaunt Shakeſpeare's Wunderwerke an. Warum? Iſt es denn ſo viel? Man braucht nur Genie zu haben, das andere iſt leicht. Shakeſpeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, ſproßt, wächſt empor, bringt Blätter und Blüthen und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht ſie. Er hat ſich um nichts bekümmert, Luft und Sonne ſeines Geiſtes haben Alles gethan, und die Art iſt ſich treu geblieben. Aber den Hamlet ſtaune ich an, Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm

nicht nachsehen, ihn nicht zurechtweisen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergessen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn Nichts und Alles sein zu lassen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer sich bewegen und nie fortkommen zu lassen! Ihn immer sich als Kreisel drehen lassen, ohne daß er ausweiche! Das war schwer. Und Shakespeare ist ein Britte! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig.

Nachträge

zu den

dramaturgischen Blättern.

(1818.)

---

1. Am 28. Juni. Der Vorsatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die so anspruchlos hervortreten, erhalten oft mehr als sie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die sich eben so ungezwungen auflöst, geben dieser Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatischen Künsteleien, die mit Geräusch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** spielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künstlerin und machte sie vergessen. Sie wußte die Naivetät eines Landmädchens von städtischer Ziererei und bäurischer

Derbheit frei zu halten. Ihr Liebster, der Soldat Hans, von Herrn *** dargestellt, schien sich auf den Drang seiner Gefühle verlassen und daher auf das, was er sagen wollte, sich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verschwieg, ihm nicht blos den Arm steif gemacht? Wahrscheinlich.

2. Raphael, ein historisches Lustspiel von Castelli, in einem Aufzuge.

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung: das sind — nicht die Eigenthümlichkeiten dieser Dichterarbeit, denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung solche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in diesem historischen Lustspiele herrscht:

Fürst.

„Ihr malt so gerne Jungfrauen."

Raphael.

„Weil sie was Seltenes sind, gemalten darf man trauen."

Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager sank mein armer Vater hin,
Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn.“

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Todtenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstlers sollte Andern als Muster dienen. Frau *** spielte die Cäcilie ..... aber sie war auch gar zu schön! in der 8. Scene wendet sie sich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,
So sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen u. s. w.“

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der bessern Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein bas-relief sein, das blos auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wohl seinen Standpunkt so wählen, daß er vortheilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen. — Herr *** gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen

kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte Keiner in ihm errathen.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly den Verführer der Babekan und Toni's Vater hätte entdecken lassen.

Demoiselle W.... gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd — unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen, wie man sie nennt) sind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. — Warum Herr *** bei seinem Eintritte in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. — Frau *** in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. — Herr W.... machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen

Rolle fand er Zeit, den sinnvollen Künstler zu entwickeln. Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini.

Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächeln abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch Nichts willkommener gemacht. Nur Demoiselle P... verdiente wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beifall, den sie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte und die Gesinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

5. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius von Voß.

Ach, der Kunstfreund findet auf seinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künstler; freilich sind sie anderer Art — jenem wird oft für seine Kunst kein Geld, und diesem für sein Geld keine Kunst zu Theil. In diesem Originallustspiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Luise hat es nicht geschrieben, das merkt man

einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zusammengeflickten Lappen der verbrauchtesten Histörchen! Als wenn es nöthig wäre, die Langeweile von so vielen Seiten her mit Mühe herbeizuschleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauspielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man sich betrogen. —

Herr *** spielte den Magister Lämmermaier, manchmal seiner selbst, manchmal der Posse würdig. Man sagt, daß er in dieser Rolle Iffland kopiere; so hätte also das Vorbild seine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** stellt den Magister zuweilen als einen eingebildeten Menschen dar, der stolz auf sein umfassendes Wissen sei; aber Lämmermaier ist nicht so. Er dünkt sich keinesweges was Großes, sondern die poetische Kunst scheint ihm nur was Kleines zu sein, mit dem man leichte Arbeit habe. Es ist also ein Mißgriff, wenn sich der Schauspieler in die Brust wirft und sich hochtrabend und tragisch geberdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgesitteter junger Mensch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Versammlung schuldig ist. Ein Anderer, der es mit den feinen Sitten nicht so genau nähme, würde beim Nachhausekommen aus dem Konzerte,

in welchem er zur Thüre hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Parterre, unterdrückte seinen Schmerz, und betrug sich, als wäre Nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hause sei. Es ist recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden so bequeme Rollen hat. — Frau *** spielte die Virtuosin Tempioni in einer Scene meisterhaft, in der nämlichen, wo sie sich vom Magister Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorlesen läßt. Auch Herr *** war in dieser Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbarossa, Oper von Fränzl.

Die Lärmschüsse in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angst gemacht; so wurde man wenigstens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geschrieben ist: das soll Herr N. sein, dann mag man, ohne das Gemälde zu sehen, seinen Unwerth beurtheilen. Diese Oper ist eine musikalische Herberge, die gastlich viele Fußgänger und mehrere Passagiere aus dem Mittelstande aufnahm, und wohin sich einige vornehme Reisende verirrten. —

Madame H...: als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro, haben die Kosten der Unterhaltung diesen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmuthigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Cirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwischen die Flügel dieser Letztern geräth; er mag sehen, wie er sich heraushelfe!

7. Das verlorne Kind, Schauspiel von Kotzebue.

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde todtschießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jetzt wird er satyrisch und sagt: das Beste am Leben sei, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder Nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich wehklagend ein. Dessen Vater ist des Lords eigner ver-

ſtoßner Sohn. Verſöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorſchrift „mit unheimlicher Wildheit“ auftreten ſoll, ſehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Geberdenſpiel nichts zu wünſchen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einſtudirt; aber auch ihr war der Fehler, ſich den Zuſchauern zu viel en façe zu zeigen, ſchon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiſelle S... ſpielte die Toni als Gaſt, und zeigte ſo viel künſtleriſche Fähigkeit, als nur dieſe Rolle zu entwickeln verſtattet. Ein warmes und ſeelenvolles, aber dennoch beſonnenes, die Ueberlegung der Künſtlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei andern ſo oft vermißte Anſchwellen und Sinkenlaſſen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenſpiele (Toni's Hinneigung zu Guſtav iſt nur erſt eine Tugend, noch keine Leidenſchaft) — dieſe Vorzüge ſind es, welche uns den weitern Darſtellungen der Dem. S... mit angenehmer Erwartung entgegen ſehen laſſen.

Wer Kant's oder eines Andern phyſiſche Geographie beſitzt, den bitte ich dringend darin nachzuleſen,

ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sei — die Sache wäre äußerst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster grause, finstere Nacht und durch das andere der hellste, freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimniß, Oper von Solis.

Die französische Conversations-Musik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester, wie das unsrige, ist fast zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein Spiel wird zu ausgesprochen sein; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: Femmes, voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme.

10. Am 11. Juli. — Kaiser Hadrian, Oper von Weigl.

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von seiner Würde zu verlieren. Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche Kraft Weigl in der

Schweizerfamilie verbraucht. — Hr. *** hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen sein, daß er sich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino sang und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der sie jetzt unterworfen sind.

11. Am 12. Juli. — Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verstattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man sie nach ihrem Rossini beurtheilt. Herr Wild, dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des

Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Theil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Mad. ***, Altstimme, sang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer fast eigenthümlichen tönenden Weise. Sie hat das große, seltene Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K . . . als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüthe prangende Gestalt, mit unnennbarer Anmuth ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächeln sollten einer schlechten Sängerin zu Theil geworden sein, damit das Auge das Ohr bestehe. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft-Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! — Herr D . . . hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, sich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er sich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele den verdienten Beifall nicht versagt. — Von der großen Ordnung und

Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendsten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem Allem sichtbar wird und wodurch sich die Darmstädter Bühne auszeichnet, soll ein andermal ausführlicher gesprochen und die Vergleichung, zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla, Oper von Paer.

Paer's Camilla hat einen guten unantastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, sie zu verläumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag, stellte den Herzog vor. Wenn die böhmischen Stände keine bessern Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. — Madame *** sang die Camilla. Welch ein grausames Vergnügen, diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla ist wie eine Büßende, nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? — Demoiselle W . . ., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13. Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieſer Aufführung begaben ſich wunderbare Dinge. Mozarts Geiſt ſchritt polternd durch das Komödienhaus — die dickſte Saite des Contrabaſſes zerſprang — die große Trommel ſeufzte — eine Clarinette lachte laut auf. Ich habe dieſes Alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorſtellung von Eliſe v. Valberg eingeſchlafen war und im Schauſpielhauſe übernachten mußte. — Herr *** ſang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geſchehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu geſtehen: nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu ſagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringſte Berückſichtigung. Gleich nach den erſten Scenen mißmuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und gerieth in eine ſolche Stimmung, daß ich ganz die Geiſtesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatraliſchen Vorſtellung erforderlich iſt. Höchſt wahrſcheinlich haben ſie Alle vortrefflich geſpielt und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erſchien mir Alles ſo ſchleppend und ſeelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die

lieben Zuſchauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche ſogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr ***, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine ſehr komiſche Weiſe den Geiſt aufgab. Eine ganze Loge voll ſchöner Damen in meiner Nähe belachte dieſe Sterbeſcene. Ernſt zu ſprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht ſtarb, ſondern ſich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei faſt nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrſcheinlich um akuſtiſch darzuthun, wie einſtimmig das Volk in ſeiner Freude ſei.

15. Am 28. Juli. — Der Unſichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der „Unhörbare“ zur Vorſtellung gebracht, dann wäre ſchwer zu unterſcheiden, wer die Hauptrolle verdiene, denn gar Viele hätten Anſprüche darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht ſchnurrig geſpielt. Ging es nur immer luſtig zu auf unſerer Bühne, da wäre man noch am beſten daran, dann wüßte man wenigſtens, wo alles hinaus wolle.

16. Die Roſen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Suſette; Herr ***, Males-

herbes; Herr ***, Peter. — Keine Rose ohne Dornen! Dem. Lindner war die Rose.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theure Vaterland begeistert, und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenstrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth deiner Hedwig mit dir feilschen, wie sollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß Alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sei? Dein Geist, dein Herz ist darin; deine Dichtungen sind Heiligthümer einer verstorbenen geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurtheilen! . . . Aber, warum mußte ich mich auch so hoch hinauf schwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** spielte den Julius. Theure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unserer Bühne so oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es ist mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht ver-

ſtehe ich Nichts von der Sache, es mag ſein; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunſt, die der in Raum und Zeit eingeengte Künſtler nicht zu gewähren vermag. Iſt es ſo, dann bitte ich um Belehrung und fordere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich ſchriftlich zurechtzuweiſen (mit mündlichen Erörterungen wünſche ich verſchont zu bleiben, ſie rühren mich zu ſehr). Widerlegungen ſolcher Art, und ſollte auch jede Waffe darin benutzt ſein, die man außer Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu beſtreiten, und ſollte auch mein Mangel an Einſicht in Beurtheilung ſchauſpieleriſcher Darſtellungen noch ſo fühlbar gemacht worden ſein — wird niemals, ich verſpreche es feierlich, die Aufnahme in dieſe Zeitſchrift verſagt werden. Aber dafür verſtatte man mir auch freimüthig auszuſprechen, was ich denke, und ich denke, daß Der kein Schauſpieler zu nennen iſt, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu ſehen, der uns das langweilige melancholiſche Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenſchaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf ſpielte. Hier iſt Grazie ſelbſt

im wilden Ungestüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. Vergleicht damit, sage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. Der Sie, Lustspiel von Castelli.

Eine dumme Geschichte! Denkt euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener seinen alten Vater verlacht und verspottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich sein. — Herr *** spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? — Herr W... als Herr von Anker wußte die komische Wirkung hervorzubringen, welche mit dieser Rolle beabsichtigt wird. — Frau *** spielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Demoiselle A... war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regsamkeit und Laune. Dieser Künstler weiß sich immer zu beschäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt. —

19. Am 2. August. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiselle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher sie begann, verrieth, daß sie bescheiden genug ist, den Werth ihres Gesanges nicht zu überschätzen. Demoiselle *** fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenstrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutschen Uebersetzung: sie mißfiel sehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu ersuchen, daß sie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen ist, von neuem möchten drucken lassen. Bei mehrern andern Opern ist derselbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Gesänge, sondern auch die gesprochenen Worte und die ganze scenische Anordnung des Singstücks zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. August. — Die Indianer in England,*) Lustspiel von Kotzebue.

---

*) Die Handschrift, welche die Berichte über die schauspielerischen Darstellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Tasche verloren und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzustellen vermocht. Daher die Unvollständigkeit dieses Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen

Mit „Aweh“ beginnt dieses Lustspiel, wenn das nicht herzbrechend wird, so ist's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundert drei und dreißig Male (bedachtsam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgesprochen, es gurlt einem um's Ohr herum, daß man vor Angst und Wehmuth vergehen möchte. Närrischer Samuel, hat je eine abgeschmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: Nein. Es wird gewiß keine besorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieses Schauspiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine stylistische Bemerkungen zur Uebung unseres Geschmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts sagt Liddy: „Pfui! keine romantischen Thorheiten! Kaberdar ist ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verschmähen, dessen Herz ich blos aus seinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreise den Compaß gegen einen Schmetterling vertauschen.“ Eine schöne Zusammenstellung; man hätte eben so gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückschwangere

---

Finder des Verlornen, es mir zurückzugeben, denn dieser thut es wohl von selbst, sondern den unehrlichen, und es sei ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund werth ist, dafür zugesagt.

Blitze.“ Sehr falsch. Der Blitz kann nicht schwanger werden; schon dessen langgestreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufassen. Uebrigens ist der Blitz das Geborne, nicht das Gebärende: wenn die unglückschwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im Ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu sagen pflegt, ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entathmet gesprochen. — Frau *** als Mistriß Smith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich, wenn man die Wörter und Sylben zu viel schleift, sie müssen, wie Frau *** es gethan, gestoßen werden. — Aschgrau, dürr, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Herr L . . . den trocknen, vorsichtigen, sich selbst controllirenden Zollinspector sehr lobenswerth dar und ließ Nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ seine

rothe Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er spielte gar nicht. — Herr *** war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. Eine Rüge sei verstattet. In der siebenten Scene des ersten Akts, wo er ganz entathmet zu seinem Vorgesetzten, dem Zollinspektor, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, sprach Herr *** schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte, kriechend und allzeitfertig wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, sobald ihn der Zollinspektor verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langsam und kühl sprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. — Herr H . . . als Bootsknecht sprach recht wacker seemännisch. — Herr U . . . und Herr K . . . waren als beide Notarien sehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte sich, um das Possierliche des Faustkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen. — Aber wo bleibt die schöne Gurli-***? Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll lieb haben, Gurli soll

küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagei füttern, Gurli soll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne, noch mit uns. — Madame ***, Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch. —

21. Die Proberollen, Posse von Breitenstein. Dem. Lindner machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — diese Selbstgefälligkeit, wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerspiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die sehr gute Aussprache des Französischen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, rasch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirstück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuversicht, die ausgespreizten Finger. Wenn ich Nichts weiter zu sagen weiß, so ist es die Schuld Derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen lassen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und sie diesen Abend nicht herausrufen sollen — der schönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Sept. — Der Vorsatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorsatz, gelenker zu sein, hatte Herr ***, wie es sich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräther, Lustspiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, diese als Klärchen, hatten so angenehm und mit so reicher Laune gespielt, daß sie sich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den sie verdient, dem armen Jakob einen Almosen abzugeben. Es war diesen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe. (Zum erstenmale wiederholt.)

Wenn auf unserm Zettel steht: zum Erstenmale wiederholt, so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirthshausschildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit.“ Die Sache ist gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte schon früher des Herrn Schwind gedenken sollen, der so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallen-Flöte, bald süß bald kräftig,

tändeln oder ſchmettern ließ. Die Flöte iſt ja hier Alles, die wahrhafte Schickſalsgöttin dieſer Schäferei; darum gebühret ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Poſſenſpiel, das unter zehen Menſchen auch nur einen froh gemacht, verſchmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Luſt und des Lachens, die der Thränen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Herr Rochus Pumpernikel, ſaß drollig zu Pferde, ergötzte ſehr, da er ſeine Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall, was er ſein ſollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Borthal verſtand ſeine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene paſſive Komik, wie ſie dem kränklichen, ängſtlichen, jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeſchrieben iſt, zur Laſt fiel. Er iſt beſſer an ſeinem Platze, wo er ſeiner gährenden Laune Luft machen kann. Madame H. hat gut geſpielt, Madame H. auch, Herr O. auch, Herr H. auch, Herr K. und Herr B. auch auch, Herr H. auch, Herr J. auch, Demoiſelle U. und Madame S. auch auch, Demoiſelle W. auch,

Herr U. auch, Herr H. auch. Es ist doch Niemand vergessen? Auch die Straßenjungen haben gut geschrieen und sind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müssen sich mit diesem Regimentslobe begnügen, wer kann wissen, wie sie alle heißen!

26. Stille Wasser sind tief.

Ein herrliches Lustspiel alter guter Art, wo ernster Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigsten Verschwisterung sich zeigen. Alles gehörig schattirt, nichts von jenen Farbensprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele solcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg sehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und bescheidene Zuversicht zum anmaßenden herrischen Wesen gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln sollen lassen. Diese Rolle hat Klippen, die nicht Jeder zu vermeiden versteht. — Frau *** die Frau von Holmbach. Junge, reiche Wittwen, die heirathen wollen und nicht wollen, und nicht wissen, was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um

keinen Beifall erſt zu werben, er iſt ihr ein- für allemal zuerkannt. Herr Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt ſich als Schauſpieler zeigen! Mit ſo vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künſtler, der ſo reich iſt, wie dieſer an aufgeſpartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Luſt nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornheim, war flach, ſchlau und lauernd, wie es ſich gebührt; Herr H . . ., braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling, der eine ſchöne Frau, ſondern einem linkiſchen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiſelle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, ſo gut ſie auch ſonſt ſpielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anſtändig und edel aufgetreten ſein.

27. Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fiovavanti.

Eine Muſik, die nur bis ins Ohr, dieſes Vorzimmer des Herzens, gelangt, und wie Alles, was ſich in Antichambren aufhält, zwar geſchmeidig iſt und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O . . . war als Kapellmeiſter das Ergötzen des Hauſes, beſonders in dem Sextett, worin

er den Contrabaß mit der Stimme nachzumachen hat, ſpielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. K . . . den Marco, gut; aber iſt nicht der muſikaliſche Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonſetzer einen gichtiſchen Geſang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorſatz ſchlecht geſungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu ſpielen. Bei ſeinem erſten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus, ſingen beide letztere: „O weh! er ſcheint von Sinnen.“ — „Was macht er für Grimaſſen? Mir graut ihn anzuſehen. Er faſelt.“ Aber von dem Allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug ſich wie der vernünftigſte Menſch und war ſo gelaſſen als ein Lamm.

28. Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel ſtand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine ſolche Aufführung hätte wohl weder einer Entſchuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünſchte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroiſch-komiſche Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italieniſchen. Die Muſik iſt von Mozart,“ welches Jedermann auswendig weiß; ſondern: „Der Ertrag der Einnahme iſt für das Denkmal beſtimmt,

welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon Niemand Etwas weiß.

Madame *** ſang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man ſie würdig preiſen. — Man iſt gewohnt, von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darſtellen zu ſehen und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechteſten Beifall. Er vereinigt in ſeinem Spiele Laune, Feuer, Anſtand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonſtigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, ſo wäre Madame *** die wohlgefälligſte, artigſte Zerline, die ſich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Comödienzettel ſteht, iſt ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es iſt verdienſtlich für jeden Sänger, in dem Glanze unſeres Orcheſters nicht ſcheinlos unterzugehen. Wem dieſes noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von ſolchen Künſtlern, deren die meiſten ausgeſtattet ſind mit eigener ſelbſtſtändiger Kraft, ſich ſo willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, ſo daß man ein einziges Inſtrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, iſt um ſo bewunderungswürdiger, je ſeltener ſonſt Verläugnung des

Ichs mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam, finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgend einer deutschen Bühne. Das hiesige Publikum, welches in seiner Gesammtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie, demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann.

29. Am 8. Oktober. — Der todte Mann, Lustspiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Personen, welche in diesem Stücke vorkommen, haben schlecht gespielt für sechs. Wer dieses Räthsel nicht zu lösen weiß, mag froh sein; sein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei ersten Akte.) Herr B... machte den Junker Hans, und richtiger kann man diese Rolle nicht auffassen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenste Bild der herzlichsten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unschuld. Wo dieser Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da ist das Spiel schon verfehlt. Das Schnipp Schnapp Schnurr muß Herr B... fertiger auszusprechen lernen; er sprach es

zu langsam. Auch an dem Lirum Larum schien mir etwas zu mangeln. Für so ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine stehende Melodie, die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal gesagt werden. — Herr O . . . war ein guter allerliebster Matz. — Herr W . . ., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat seine Scene sehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargestellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präsentiren des Wechsels sich nicht so sehr ärgern sollen, als er gethan. Bei solchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung bleibt man kalt, und weiß was man zu thun hat, oder man erschrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Personen, durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen einkassiren zu lassen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter. —

31. Der Geizige, von Molière.

Herr K . . . spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgniß war auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete

Ruhe, etwas Altfranzöſiſches im Anſtande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen ſollen. Er künſtelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauſeriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menſchennatur wie ſie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebſtahl, gelang gut, und am Schluſſe bildete Herr K . . ., vor ſeiner Kaſſete ſich hinwerfend, eine ſchöne maleriſche Stellung.

32. Am 11. Oktober. — Das Geſtändniß, Luſtſpiel von Kotzebue.

Urſprünglich heißt dieſes Stück die Beichte; aber die Menſchen ſind in der Gottloſigkeit ſo weit gekommen, daß ſie ſich ſogar nicht ſcheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu ſein. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzuſtellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfeſt verſpotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar Vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beſchämen glauben; das ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen

beweiſen, daß, wenn Sie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche ſeiner übeln Wirthſchaft wenigſtens nicht ſo freundlich lächelnd auf Ihre eigne Rechnung hätten ſetzen laſſen . . . Aber wer möchte mit Ihnen ſtreiten, Liebenswürdigſte?

33. Der Dichter und der Tonſetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung iſt munter, die Verwicklung kunſtvoll, die Auflöſung witzig, die Muſik leicht, ſehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Geſang der Mitſpielenden war, wie wir ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzſtreitigkeiten zwiſchen Schauſpielern und Sängern in dem zunftſüchtigen Frankfurt noch immer nicht geſchlichtet ſind. Jene wollen Dieſen das Spielen nicht erlauben, das, wie ſie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, ſie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indeſſen den Klageführenden nicht zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, wird in der Oper ſo ſelten und verſtohlen als nur möglich geſpielt.

34. Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob ſie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben ſie nicht geſehen, aber wenn auch, ſie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte

müßte eigentlich noch viel schöner sein als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenspiel? Die sonst so freigebigen Feen sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägern so stark in das alte Futteral hinein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen, als spiele er selbst die Glocken, die hinter den Coulissen bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? — — Dieser nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, sein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitations-System und das ganze Compendium der Physik stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verschwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen preiszugeben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Herr *** spielte den Saraſtro. Dieſer ſein erſter theatraliſcher Verſuch gelang ihm gut und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgeſang werden nach einem andern Maaßſtabe gemacht und ſie ſind darum ſchwerer zu erfüllen, als die Leiſtungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Inſtrumenten befreundeter, werden von denſelben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Baße nicht ſtattfindet; dieſer ſteht einſamer da. Auch iſt ihm, bei ſeiner ernſtern Art, nicht ſo viel als jenen verſtattet, ſeine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verſtecken.

35. Am 20. Oktober. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterſtädtiſches Herz ſchlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr auf dem Komödienzettel das Landſturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere wohlgemuth herbeiſtrömen, zweihundert Quadratſchuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutſches Auge weint auch, wenn es ſieht, wie, nach geſchehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabſteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergeſſenheit, und einige Großen, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für ſich allein behalten. O Juſt,

o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Aelterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, ſich täglich dafür lobpreiſen laſſen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? .... Hätte ich meine Zeit während dieſer Vorſtellung beſſer verwenden können, als zu ſolchen patriotiſchen Phantaſien? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das iſt kein braver Mann, der über nichtswürdige Poſſen, und ob dieſer oder jener Schauſpieler die gehörige Fratze gemacht, ſich breit und wichtig ausſprechen, aber an des Lebens heiligem Ernſte unbekümmert und dämiſch wie ein graſendes Hornvieh vorüberſchreiten mag! Denkt ihr, daß dieſe Theaterkritiken, woran ihr ſo gut ſeid, eure Freude finden zu wollen, auch mich ſelbſt beluſtigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Verſilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geſchickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war ſtets das ſchlaue Loſungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpoſſen zugafften, leerten uns geſchickte Beutelſchneider die Taſchen aus. Laſſe ſich, wer da wolle, zum Beſten haben; aber glaubt

mir's, ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schreckhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen.

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun in der Censur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich sein hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein östreichischer Statthalter in der Schweiz schlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich solcher Herrschaft satt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oestreich mit allen daraus gebildeten Adjectiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, so daß Keiner, der des Dramas oder der Geschichte unkundig ist, wissen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört, (welches Wort zuweilen statt Oestreicher gesetzt ist), ob Christen oder Hottentotten darunter gemeint sind? . . . Da seht ihr selbst, welche üble Folgen es hat, wenn eure Circenses so schlecht sind, und man aus Langeweile genöthigt ist, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer ist man so glücklich, zu seiner Zerstreuung lustige Einfälle zu erjagen, Folgendem gleich. Während der ganzen

Verſchwörungsſcene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachläſſigkeit des Maſchiniſten, das wäre ein köſtlicher Biſſen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück iſt folgender Weiſe ſolfeggirt worden. Doch zuerſt von Denen, die mehr gethan, als das. Am beſten unter allen hat Ida Weidner, als Tells Knabe, geſpielt. Dieſes Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch beſſern Lehrmeiſter. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?"

verſchränkte es die Aermchen, um ſich eine nachſinnende Stellung zu geben; dieſe Bewegung iſt aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** ſtellte ſeine ſchwierige Rolle als Freiherr von Attinghauſen mit großer Kunſt und Einſicht dar. Die Sterbeſcene gelang ihm ſehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnſtuhl weiter vorwärts ſtehen, oder daß Attinghauſen erſt todt zuſammenſinken ſollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten iſt. Herr *** ſtarb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ ſich als Leichnam durch das ganze Zimmer ſchleppen und

dann auf den Seſſel niederſetzen; dies nahm ſich nicht gut aus. — Herr *** ſpielte den Tell mit der edelſten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte ſpielt. Melpomene mag ſich freilich geärgert haben, ſich mit ihrer Feindin Thalia in einer Geſellſchaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte ſeine Luſt daran gehabt, ſie beide zugleich einzuladen. Doch ... ich will mich nicht bezwingen, ich will grob ſein. Gibt es keine Theatergeſetze, die einen Schauſpieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Beſitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch ſo oft, mit Geringſchätzung der Zuhörer und ſeiner Pflicht, ſchlecht und mit der unverzeihlichſten Nachläſſigkeit ſeine Rolle abwickelt? und ermangelt unſere Bühne ſolcher Geſetze, warum übt das Publikum nicht ſelbſt Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geſchehen, daß man ſeine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte den Geßler. Es fällt auf, in unſern Tagen keinen Tyrannen ſpielen zu können. Mit dem rauhen und barſchen Tone, deſſen ſich Herr *** befleißigte, wird Nichts ausgerichtet. Dieſer iſt eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit, dagegen ſchlüpft die Tücke mit einer leiſen und glatten Sprache, aus ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Men-

schen lispeln gewöhnlich, sie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in seinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demselben Ausdrucke, mit dem er sagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß

hätte er auch sagen können: „Hier, mein Söhnchen, hast du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in Acht, daß du dich nicht verbrennst“ .... Auch sein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeschickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieser Scene nicht minder, denn er ließ sich seine Vorbereitung, den sinkenden Geßler in seine Arme aufzufassen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch schauspielerischer Mißgriffe und Fehler in unalphabetischer Ordnung durch. Dieser Künstler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil für ihn nicht ganz verloren ist, und je sichtbarer es ward, wie schwer ihm die Enthaltung von gewissen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für sein Bestreben. Herr *** fühlt, was er spricht, aber der Schauspieler soll nur denken, was er zu fühlen scheinen soll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** ist so unglücklich, niemals den Schwerpunkt seines Geistes, noch den

ſeines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierſtange einer hyperpathetiſchen Declamation; daher ſein Herüberneigen des Oberkörpers, ſein öfteres ſich Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewiſſer Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen und in ſeinen Fehlern beſtärken. Man kann mit ſeiner Stimme ſteigen und ſteigen, und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächeln der Verſtändigen für Nichts achtet. Herr *** nimmt mit ſeinem Munde ſtets einen zu ſtarken Anlauf, ſo daß er, wenn ihn Jemand im Zweigeſpräche ablöſt, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Bezirwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Muſik forttanzt; man glaubt, Herr *** müſſe noch Etwas zu ſagen haben, und iſt über ſein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichſam um einen Trumpf darauf zu ſetzen, mit einer ſchleudernden Bewegung der Fauſt zu endigen. Es iſt dieſes ein mimiſcher Schnörkelzug, dem kalligraphiſchen gleich, ohne welchen viele Menſchen ihren Namen nicht ſchreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des erſten Akts vorgeſtellt wird, den Beſchluß

machen. Von diesem Hause heißt es, an verschiedenen Stellen:

— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;

. . . . . .

Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.

. . . . . .

Vor diesem Hause hielt er wundernd an; (der Vogt.)

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts Anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher in einer so ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtliche Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unserer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Gesellschaftskreise wäre es wohl leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben ihr linkisches, holperiges und kleinstädtisches Benehmen mit Schonung und darüber wegscherzend vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das Verschweigen. Doch haben Herr H... als Saintval, und Herr K... als Abbé es an der nöthigen Gewandtheit nicht fehlen lassen. — Herr ***

spielte als Gast den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. — Herr *** zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, besonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Herr *** spielte den Gewürzkrämer possierlich. — Hr. ***, Fanchon's Haushofmeister, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müssen. Ob hierdurch Alterschwäche, oder was sonst bezeichnet werden sollte, weiß ich nicht.

Da ich so eben des Herrn *** erwähnte, so will ich es meinen Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen sind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen, mich zu bitten, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch seine Absicht gewesen sein mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht, meinem Urtheile über ihre Darstellungen eine gewisse Rich-

tung zu geben, mich zu besuchen kommen. Sie mögen sich hierin das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, obzwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Ansicht Einfluß zu erlangen, und sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend sein, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst, oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

37. Am 26. Oktober. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Uebertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang durch eine schmächtige, zarte Gestalt Lügen gestraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Madame S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen, ächt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober. — Die Kreuzfahrer, Schauspiel von Kotzebue.

Türkenthränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß, so gut wie die andern. Aber der christliche Theil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden soll. —

Madame *** spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urtheilen, so thue ich es hiermit. —

39. Am 31. Oktober. — Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuscript.)

Tausendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück ist wenigstens schon vier Jahre lang gedruckt, und also kein Manuscript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn entweder ist darunter eine Charlatanerie verborgen: es sollen nämlich die Schaulustigen stärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durch's Lesen nicht kennen lernen kann; oder: es ist dieses abermals obzwar ein kleiner Beweis von gedankenloser Bühnenleitung. Ursprünglich stand auf dem Zettel: Manuscript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert so stehen bleiben. Desgleichen liest man sehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Gesänge

iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben" und frägt man darnach, ſo iſt er nicht zu haben. Götter! ſendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritiſchen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur geſpeiſt werde. — Liebe Leſer, da alſo Hedwig gedruckt iſt, ſo leſet lieber das Stück, als daß ihr es vorſtellen ſehet; jenes bekommt euch beſſer. — Madame *** ſpielte die Hedwig. Ich ſchone ſie noch einmal. — Frau *** als Gräfin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich ſpitzte ich die Ohren ſehr; denn zum Erſtenmale auf unſerer Bühne hörte ich diminuendo und piano ſprechen. Halt, dachte ich, der Mann verſteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr *** konnte unter ſo Manchem, was er nicht konnte, auch kein böſes Geſicht machen; er lächelte auch in den betrübteſten Lagen, und dies gar nicht verſtohlen, ſondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet ſich ein Räuber von Ehre, der ſich mit ſolchem unbehülflichen, verlegenen, abgeſchmackten Lumpengeſindel, als wir es im Walde ſahen, abgeben mag, ſo muß das Handwerk ſehr geſunken ſein.

40. Das Strandrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayffisch, entfaltete die üppigste Laune, der man nicht widerstehen konnte. — Demoiselle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtentheils aus Handwerksburschen und andern Paradiesvögeln, so wie aus Knaben bestand, verschweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben, als eine Blattseite. Nur zwei Worte. In Deutschland am meisten finden rohe und kräftige Menschen, oder Kinder, die noch keine Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unsern gothischen Staatsverfassungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch Anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespis-Karren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtung, so kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so

wollte ich für meinen Extra-Gulden auch Etwas genießen; und — sah nur zwei Akte. — Herr *** (Karl Moor) war schon gleich anfänglich auf dem Cimboraſſo der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. — Herr ***: Franz, mittelmäßiges Fabrikſpiel; — Madame ***, Amalia, eben ſo. —

42. Am 14. Nov. — Welches iſt die Braut? Luſtſpiel, von Johanna v. Weiſſenthurn.

Das iſt eine von den Verwicklungen, die ſich auf eine vorherzubeſtimmende Weiſe auflöſen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels mir die ganze Geſchichte ſo zuſammenzufügen, als ich ſie nachher bei der Vorſtellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümlein, war ganz in ſeinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, ſo ſollen ſie nicht dabei der ganzen Geſellſchaft den Rücken zukehren, ſondern im Gegentheil. Wollen ſie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, ſo brauchen ſie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Roſſini.

Arſir ging mit unbedecktem Haupte, ſogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger

ſingt gleich anfänglich mit allem Schmelze Roſſiniſcher Muſik:

In den Armen treuer Liebe
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürſt gefährlichere Soldaten hätte, als ſolche Minneſänger? Demoiſelle ***, als Tancred, erwarb ſich nicht allein den Beifall Aller, ſondern ſie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos in Tancred, ſondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich ihres Beifalls werth zu machen ſuchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Poſſe von Kotzebue.

Auf unſerer Bühne erſcheinen ſolche Spiele wie ein muthwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgeſpannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute ſind nicht rührig genug. „Lachen ſie doch, Marinelli!“ — Des Herrn von Langſalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitſpielenden übergegangen; wenn nicht auch

auf die Zuhörer, ſo lag dies nur an der unwiderſtehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr v. Langſalm, war matt, er wußte ſeinem Spiele nicht Friſche und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieſer Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwiſchenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenſpiel ausgefüllt und ſo die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Mdame ***, Frau v. Langſalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die ſie zu ſprechen hatte, im Uebrigen ganz ihrem ſchlafluſtigen Gemahl, ſtatt daß ſie überall deſſen Gegenſatz hätte bilden ſollen. Herrſchſüchtig, heftig, jungſüchtig, putzſüchtig, nicht korpulent, nicht ſo ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiſelle Lindner, Doris. Daß dieſe Künſtlerin die Gabe, ſchlecht zu ſpielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebuſch, Herr ***, Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer thut's noch nicht. Herr ***, als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herrkömmlicher

Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Iſt Einer ein junger Sauſewind, ſo geht er nie, er läuft beſtändig. Man ſoll aber die Natur ſtudiren. Meine Herren, beobachten Sie den luſtigſten jungen Menſchen Ihrer Bekanntſchaft, wenn er auch erſt 18 Jahre alt wäre, und ſehen Sie, ob er wie ein Knabe ſpringe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langſalm. Es muß ihm zum Verdienſte gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen viel beſſer ſpielten, als vorher. — Demoiſelle *** als Babet, war nicht natürlich genug und deklamirte manchmal an unpaſſenden Stellen. Sie möge ſich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu laſſen, dies iſt das unfehlbarſte Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeſchicklichkeit war's, daß ſie die Kaffeetaſſe ſo regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß dieſe ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach ſie in zwanzig Stücke. —

45. Am 28. März 1819. — Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau v. Weiſſenthurn, Luſtſpiel in vier Abtheilungen.

Dieſes Luſtſpiel der ſehr befliſſenen Frau v.

Weissenthurn als ein Zug, den wir in der Güter-Lotterie gethan, ist zwar nicht völlig eine Niete, aber ein so kleiner Treffer, daß er dem Einsatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkömmt. Da ist weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menschengeist, nicht Menschenherz, nicht Witz, nicht Laune — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zusammenhaltende Spiel fast aller Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen bessern Stoff, an dem er sich übe, nur noch wünschenswerther.

46. Das Fischermädchen, lyrisches Drama in einem Akt von Körner, Musik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgesponnene Verhältnisse und große Gemüthsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überstürzt sich Alles in diesem kleinen Drama, wegen seiner Hast, und was genießbar gewesen wäre, läuft über uns geht verloren. Aber recht warm ist die Sprache und jugendlich frisch. Die Musik ist etwas chaotisch. Kenner sagen, es seien Elemente fremder Meister

darin; mag sein! aber sie sind nur gemengt unter einander, nicht wahlverwandtschaftlich gemischt. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeister Spohr (zum Erstenmale).

Wer weiß es nicht, welche hohe Gabe Spohr besitzt, in seinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernst zu paaren? Diese reizende Lieblichkeit in allen seinen Gesängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen strenger Kunstrichter nicht weniger genug, als sie das Ohr des lüsternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der Tonkunst ist man dem Geiste und Gemüthe eines Jeden um so erreichbarer, je höher man steht; in andern Künsten verdient man nicht den Besten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunstwerk, das in allen seinen Theilen seines Bildners werth ist, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunst und der Verstandesfassung der Kenner sich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unsichtbare Chor, der sich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, ist so groß und herrlich gedacht als ausgesprochen. Die kühne und erfindungs-

ſchöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menſchenſtimmen geflochten worden, überraſchte ſo ſtark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azor's Nr. 6: „Nein, ich will nicht klagen;" Zemirens Arie Nr. 8: „Roſe, wie biſt du reizend und mild," und ſo viele andere herrliche Tonſtücke machen dieſe Oper zu einer der reichbegabteſten, die wir je gehört. Das kunſtliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltſam fortgezogen, es konnte nicht widerſtehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeiſters Spohr, daß es auch ſeine ſchwachen Minuten habe, wo es ſich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man ſeine Chladniſchen Klangnoten ausfindig mache und es an dieſen Stellen tüchtig treffe.

Der beſcheidene Spohr wird gewiß ſelbſt der erſte ſein, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung ſeine Oper ausgeſtattet hat. Der wunderſchöne Feenpallaſt, in welchem der reiſende Kaufmann und ſeine Diener Milchbrei aßen, war ein Meiſterſtück von überirdiſcher Baukunſt. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Haide

durchreisen und findet keinen ähnlichen. Und die Spukgeister von Genien, worunter eine tanzende, und als diese erst in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es ist recht schön gewesen von der Theaterdirektion, daß sie, um den Künstler zu ehren, der sich um unsere Bühne, wenn auch ohne seine Schuld vergebens, so sehr bemüht hat, an dem äußern Glanze seiner neuen Oper Nichts hatte fehlen lassen. Indessen war dieser Beweis von Achtung überflüssig. Daß Spohr ein großer Künstler ist, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlassen. Im Herbste geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, ist das Schlimmste nicht, das Schlimmste ist, daß er Nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unserer Heimath, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künstler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen lassen. Er hatte sehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ständige, gesicherte Anstellung verlangt, damit er (so sagt er seinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und sich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiste einer einsichtslosen Direction nicht brauche gängeln zu lassen. Diese aber wollte den Künstler, wie einen ihrer Ladenbedienten,

nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter sich eine so erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen lassen, da man doch sonst ein Volk, wenn auch über seinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über sein Vergnügen täuschen kann? Es kömmt daher, weil die Direktoren, als hiesige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wissen. Da ist auch wieder ein bejammernswürdiges Erzeugniß aristokratischer Herrschaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiselle F... sang als Zemire ausgezeichnet schön und hat für Einen, den sie vom Zauber befreite, hundert Andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunstgewandten geistvollen Sänger, der, so oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größeren Billigkeit stimmt. Seelenvoll und anmuthig war er besonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte“ und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in diese Gesänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K..., als Sander, und die beiden Demoiselles *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlassen unsere Bühne.

Wahrscheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige rumfordische Sparsängerinnen verschreiben, und bis diese ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — Fridolin, Schauspiel von Franz v. Holbein.

Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit, die sich der Verfasser genommen, ist etwas zu groß. Es sollte billig Jedem selbst überlassen bleiben, wie viel Wasser er sich zu seinem Weine gießen wolle. Der Schiller'sche Geist ist hier durch fünf Akte so verdünnt (als umgekehrte Quintessenz), daß von dem herrlichen Getränke Nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmische Prosa — die Menuetschritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchse, welche aufgeblasene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätschern des Brunnens" (dazu gehört kein großer Lärmen)... „O Gewißheit, breite deine eisernen Fittige über mich, und gib meinem Wanken Festigkeit" (wie erhaben gesagt!). — Wie konnte ein Robert nur so dumm sein, der Gräfin seine ruchlosen Absichten offenherzig mitzutheilen? Zu solchen albernen Streichen

chen braucht man keine rothe Haare. — Die Shakespearirende Unterredung der beiden Eisenhammerknechte ist ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um diese unserm Schauspieldichter abgelernte Bombast-Sprache in's Deutsche zu übersetzen) — sie ist nicht zum Aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unschuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloser Reue ausbricht, war sein Spiel sehr gut. Es ist's immer bei diesem Schauspieler in solchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur so heftig und so furchtbar sind, daß keine falsche Kunst sie überbieten kann. Im Uebrigen wären nur die so oft ausgesprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er selbst ist, und seinen Fehlern keine andere Abwechselung als die des Grades gibt, so muß auch die Beurtheilung stets die nämliche bleiben. Besonders auffallend war mir heute der rhythmische Gang des Herrn ***, er ging immer in Versen, wie der griechische Chor. Es ist dieses ein eigenes Taktschlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schillermittels kein geübter Künstler bedarf. Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Luitgarde: Demoiselle ***. Einen leisen Tadel möge sie sich

für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen laſſen. Thränen, ja ſelbſt erſtickte, ſind ein Luxus der Empfindung, welche nur ſelten bei großen Feſtlichkeiten des Herzens zu genehmigen ſind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eiſenhammer, als ſie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meiſterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuſchauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, ſo lange ſein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerſcenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Der Waſſerkrug, den Luitgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemeſſen.... Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß unter ein ſo ſchmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erſchien, eine Ruhebank angebracht worden ſei; man pflegt dazu breitäſtige Bäume zu gebrauchen . . . Die Gartenmauer, die ſich in der dritten Scene des erſten Akts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, iſt durchaus nicht gothiſch gebaut. Es iſt dieſelbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden ſpielen ſieht. Hat man das Stück geleſen und ge-

sehen, und nicht die kleinste Lust dabei empfunden, so bleibt doch Etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr sind, wo es einem eifersüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen seiner Unterthanen braten zu lassen. Es liegt etwas Angenehmes in dieser Vorstellung.

49. Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abtheilungen, Musik vom K. Hannövr. Musikdirektor Sutor (zum Erstenmale).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen Burg," sitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Minister ein Pasquill geschrieben hatte; aber schon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben und erhält sein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man sieht, es ist eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin Pauline hat sich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingenistet. Ein Fischer und ein Gefängnißwärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum Besten gehalten, und singen eifersüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt sich in einen Prinzen, und der Edle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. —

50. Am 14. März. — Das Vogelschießen. Lustspiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechselnd

und rasch; und das ist gut, denn um so schneller schlüpfen die dem Dichter eigenen plastischen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Lust fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Aegypter Särge aufgestellt waren, so wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutsche Landwehr verspottet. Im fünften Akte werden Scenen aus Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da sie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich rasch gespielt. Dem. Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität, Herr Becker als Selting, wegen seines Feuers und Anstandes, Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen seiner Komik, die um so wirksamer war, weil sie passiv blieb, verdienen eine besondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürsten. Seine Rolle ist zwar klein; aber das Stillleben der Großen und Vornehmen mit solcher Leichtigkeit zu spielen, scheint leicht und ist schwer. — Der Schauplatz mit seinen Buden, Schenken, Gauklern und Lustspielern, war so gut als möglich angeordnet. Unsere Bühne ist zu eng für solches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Akt, von Fischer.

Musik ohne Bedeutung. Weder deutsches Gewicht noch französische Leichtigkeit. Madame H . . ., als die junge Wittwe, sang beifällig und spielte mit Anmuth ihre verwandelnden Rollen. Schauspieler spielen am besten, wenn sie sich selbst kopiren, weil sie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Lustspiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Mensch, der sich nach Herzenslust in den Dukaten seines gutmüthigen Onkels sonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel ist so sehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, so oft davon die Rede ist, „pfui Teufel" ruft und dabei ausspuckt. (Das ist gewiß zu arg; ist die Ehe auch kein Nektar, so ist sie doch wenigstens kein Vomitiv!) Dann befindet sich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der sich von seiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag und daher beide erheirathen will. Es kömmt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überlisten. Der Zufall leistet hülfreiche Hand. Ein französischer Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menschen sein Einquartierungsbillet und bittet um Zurecht-

weiſung. Siehe da! es iſt die Nummer des Hauſes, worin die Geliebte wohnt. Der junge Menſch führt den Franzoſen in ein Weinhaus, ſchleicht ſich mit dem Zettel davon, verkleidet ſich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige giebt. Der Onkel ſucht voller Angſt den Neffen überall auf und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des Letztern, der mit unter der Decke ſpielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe ſagt: aus Liebe habe er ſich bei den Franzoſen anwerben laſſen, (nämlich aus Liebe zu ſeinem Mädchen) jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel läßt ſich auch aufbinden, daß die Franzoſen unter ſolchen erotiſchen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt ſeine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Luſtſpiels mit ſaurem Geſichte endlich beiſtimmen.

53. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaſchine, Luſtſpiel nach dem Engliſchen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Ruff ſpielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Mißgriff beſtand, das läßt ſich, ſo viel die allzu poſſenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigne; ſchwerer

aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie ist die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben und ihre Reitbahnkünste zu Schanden zu machen sich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich sein. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

54. Am 14. Juni. Die Zauberflöte.

Seitdem unsere Bühne besteht, ist von allen Singspielen Mozart's Zauberflöte am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum Erstenmale erschien, wurde sie siebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre sechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, später seltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in Aller Ohren, in Aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester könnte sie wohl auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet und so dauernd die Liebe fesselt, so beweist dieses nicht blos ihren Werth,

sondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutsche können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutscher, sondern auch, weil seine Kunst die einzige ist, worin, durch ihn, die Deutschen sich vor allen Völkern Europas des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt für alle Wissenschaften und Künste eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetsten dürfen sich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theater-Kasse gebracht hat, so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theater-Kasse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die schon vor 27 Jahren

gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft und der Ausbesserung bedürftig, geschweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandschachtel, woraus das Glockenspiel, von zwei hölzernen Trommelschlägeln angeschlagen, erklingt. Feen kosten ihre Geschenke keinen Heller, darum sind sie auch immer prächtig; welche Pracht sich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuschen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tausend Jahre den Tamino schrecken und noch millionenmal todtgestochen werden: — so eine Schlange hat ein zähes Leben; — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger sieht darin aus wie ein Hanswurst. Das Kleid mag buntbefiedert sein, so bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau; aber welcher Vogel hat so abgezirkelte, symmetrische Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn besetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verstorbenen, wenn auch nicht unersetzlichen, doch unersetzten Lux (möchte unser fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er sich unter dem Spiele mauste. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeschafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, sondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf

ſitzen, wieder verdorben iſt. Auch wäre zu wünſchen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel geſperrt werde; es ſind nicht mehr als zwei ausgeſtopfte magere Hinkel darin. Würden dieſe Verbeſſerungen eingeführt, dann bliebe Nichts mehr zu wünſchen übrig, da die Prieſterkutten vor zwei Jahren gewaſchen worden ſind. Die Zeitgenoſſen ſind immer undankbar gegen lebende große Männer, die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben; aber die ſpäte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Prieſterkutten veranlaßt hatte.

55. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsſchulze ward von Herrn Obermayer ſehr brav und ſehr fein in italieniſcher Manier dargeſtellt. Er brachte mehrere ſinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieſes Extemporiſiren in jedem Luſtſpiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Soufleur nachgeſprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, ſang mit ſilberreiner Stimme ſo leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und ſpielte mit der ihr eigenen Anmuth. Herr Leißring erquickte ungemein durch ſein komiſches Spiel, das nie die Gränze des Anſtands

überschreitet und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.

Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es schien mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich Nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie nichts verstehen, sollten Sie auch nicht sprechen," könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf könnte ich Nichts antworten als, daß einen Journalisten, der jetzt so sclavisch behandelt wird, wohl auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

56. Am 20. Juni. — Pagenstreiche. Lustspiel von Kotzebue.

Semper lustig, nunquam traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieser Misere Lustiges begegnen?" Kotzebue selbst hat die Pagenstreiche eine Posse benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen

erhabenen Dingen, und nennen ſie darum ein Luſtſpiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Luſtſpiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns ſehr darauf.

57. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Huber. Muſik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darſtellung kennen lernt, die das Converſations-Lexikon davon gibt, mag ſich wundern, daß ein ſo hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabſinken und ſich ſo armſelig geberden konnte. Er fragt: iſt denn die Geſchichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäiſche Sclavin geheirathet und ſeinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigſtens allgemein behauptet. Roxelane nennt ſie die Geſchichte und Marmontel, der ſeine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Solimann gleicht ſeinen Lindors, ſeinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie ſie für die polygamiſchen Pariſer in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane ſoll eine Italienerin geweſen ſein; doch Marmontel hat ſie in eine Franzöſin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie

Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt) weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine franzöſiſche, einen ſo ſeltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne.“ Wenn aber Marmontel's franzöſiſche Eitelkeit grade in dieſem Falle zu entſchuldigen iſt, weil allerdings eine queckſilberne Pariſerin geeigneter erſcheint, ſich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuſchmiegen, als eine ſtarre, ſtolze Römerin; ſo verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in ſeiner Oper jene ſiegreiche Sklavin zur Deutſchen gemacht hat. Marianne nennt er ſie; aber habe ſie einen noch ſo ſchmeichelnden, ſchmelzenden Namen, eine Deutſche bleibt immer eine brave, ſchwere Gertrude, die Noth hat, an einen Mann zu kommen, geſchweige an einen Kaiſer. Was nur das für einen deutſchen Gelehrten ein ſonderbarer Ehrgeiz iſt, für ſeine tugendhaften Landsmänninnen um das höchſte Verdienſt in der Koketterie zu ſtreiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulaniſchen Rollen beträfe — aber ſo Etwas!

Ich habe Leſſing's und ſeiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß ſehr ungeſchickt, ſich einer ſolchen Vergleichung preiszugeben. Indeſſen es iſt einmal geſchehen, und

weil es geſchehen iſt, will ich einige Stellen aus der ungemein geiſtreichen und ſcharfſinnigen Beurtheilung, die Leſſing von jener Erzählung Marmontel's bei Gelegenheit eines franzöſiſchen Luſtſpieles gibt, zu der, wie zur beſprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch Nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und ekel gemacht hat, der ſeine ſchlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes wieder geſpannt und gereizt wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; Nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf Etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten, empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer

Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeichelei wie mit der Thüre ins Haus: Grâces au ciel, voici une figure humaine! — Und ſo wie dieſes Eingangskompliment, ſo das Uebrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc. — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben ſo glücklich ſein, als ſchon Der und Jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vater-

lande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wohl der Mühe!"

„. . . . Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot sein. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten sein:" so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal gibt, so kömmt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe sein, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne ge-

hört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier sein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genusse auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt?“

So urtheilte Leſſing von Marmontel's Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, ſie vortrefflich, allerliebſt nennt. Was würde er nun erſt geſagt haben, wenn er geſehen hätte, wie Soliman in Huber's Oper bis zu einem bleichſüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er ſeine Reden geleſen hätte: „die Grauſame! ſie flieht vor mir. Iſt das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie ſpottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das ſüße Gift einſaugen, daß ſie kann fühllos ſein?“ Oder: „Amors ſanfte Zaubertriebe machen ſelig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe ſtufenweiſe nur beſiegt...“ Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einſam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz.“ (Dieſer Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt beſtürmt!)

Die Ouvertüre dieſer Oper erinnert an die der Entführung und des Califen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim erſten Paukenſchlage und Schellenklange ſich viele Parterre-Geſichter aufheiterten und Beifall zeigten. — Herr *** als Soliman ſpielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er

Empfindſamkeit vorherrſchen: er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen ſangen brav, wetteifernd; aber die erſtere als Marianne war in ihrem Spiele ganz die deutſche Gertrude. Sie wollte losgebunden ſcheinen, ſie hüpfte, drehte ſich im Kreiſel, aber zehnmal fürchtete ich, ſie würde mit ihrer hohen ſtolzen Geſtalt den Sultan umrennen. — Herr *** als Osmin zeigte von der Stimme eines zuverläſſigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitſche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zuſammengepeitſcht? Das iſt nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als ſie zu wünſchen ſich wenigſtens anſtellen mochte, erzählt Nichts hiervon. — Im erſten Akte, gleich in der erſten Scene, zeigen ſich nach aufgezogenem Vorhange die verſammelten Sklavinnen, die wechſelſeitig neidiſch und eiferſüchtig wegen der bevorſtehenden Wahl des Sultans mit der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig und ſchreit: „Ha! was ſoll denn dieſes Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat Einer ſchwärmen geſehen und lärmen gehört? Die Mädchen ſtanden ruhig im Halbkreiſe und bewegten weder Hand noch Fuß.

Dann war im ganzen Saale kein Polster noch sonstiges Geräth. Glaubt man, daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierher kömmt, wird er niemals müde und wünscht sich zu setzen? —

58. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel von Kotzebue.

Eine der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwei Drittheil Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert — sie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli. — Die Bestürmung von Smolensk, Schauspiel von Johanna von Weissenthurn.

Ein schönes Schlachtstück, das man mit Wohlgefallen sehen mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodischen Aerger! Auf dem Zettel stand: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben.“ Als ich ihn aber bei der Kasse kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu lesen, aber es gebührt sich doch.

Wenn der Text nicht zu haben ist, warum wird gedruckt, daß er zu haben sei? So vieles Ueberflüssige wird gedruckt! rufe ich hier in der menschenfreundlichen Absicht aus, damit sich Einer oder der Andere meiner Leser das Vergnügen machen könne zu seufzen: Ja wohl!

61. Am 22. Juli. — Der todte Mann, Lustspiel von Thienemann.

Ein trockner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elastisch sein, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zusammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten sich vergebens; wir erkannten sie sogleich, wie sie nun sind, so oder so.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieser als Handlung und Musik gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der besten eine, verdiente das Spiel der Madame H . . ., als Rose, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünschen. — Habe ich recht gesehen, so drohten zwei Balken an der Decke der Schenkstube gefährlichen Einsturz. — Auf dem Zettel stand gedruckt: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wohl ein verborgener Eingang sein, den ich noch nicht kenne.

„Schillers Gedichte“ — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß“ — „Heute roth, morgen todt“ — „Diejenigen Personen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden.“ — Alles das kann stereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben,“ darf nicht stereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben ist. Delenda est Carthago!

63. Am 23. Juli. — (Zum Erstenmale) Das letzte Mittel. Lustspiel in vier Abtheilungen, von Johanna v. Weissenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine simple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrschaften nebst standesmäßiger Bedienung in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der Komödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuscripten-Lustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübniß sage ich; denn das Stück soll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Herrn

Ziegler noch der Frau v. Weissenthurn, das nicht alsobald, 160 Stunden weit, von Wien herbei geschafft würde. Weissenfels ist viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneserin nicht? Vom Yngurd sagten sie: der sei zu polydramatisch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneserin sagten sie: sie hätten hier und da gelesen, sie sei hier und da getadelt worden. Ueber diese Vorsicht! Ueber diese strenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für Eins versucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneserin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieser Tragödie getadelt; das soll alles gegründet sein; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner seine Albaneserin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft ist gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen), und die Athenienser am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeistert hat:

Wolltest nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
Dem, dessen Leuchtthurm nach der Freistatt winkt,
Verleiht schon hier der Himmel seine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Kritiken zu schreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht süß sei, das schwätzt auch nur der Opern-Text so in den Tag hinein. Manche Schauspieler haben sich beklagt, daß ich sie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn sie rachsüchtig sind, mögen sie zufrieden sein, denn sie quälen mich mehr als ich sie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu scheinen — nicht durch ihr Spiel, sondern durch das, was sie spielen, quälen sie mich, woran sie freilich schuldlos sind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhschnappel spielt, so wird sie doch wenigstens, um vor dem Schulrath Stiefel zu stolziren, zuweilen mit Wallenstein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht stolz, wir zeigen uns, wie wir sind. Man übersehe nur das Verzeichniß der seit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für Eins; die Bestürmung von Smolensk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutsche Hausfrau; die eifersüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eifersüchtige Frau; und zwischen diesen allen nur Gotters alte aber gute

Marianne und Körners Hedwig, die wenigstens als Reliquie zu verehren ist! Nichts, woran man sich erquicken, woran man sich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, so oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränensäcke dienlich sei. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürchterliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sei: daß es einem oder wenigen Menschen, oder daß es vierzigtausenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras. Oper. Nach dem Franzöſiſchen von Vogel. Muſik von Fränzl.

Es läßt ſich ſo wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieſer Oper ſagen, ſie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie iſt arm an dramatiſcher Handlung, doch die Redensarten ſind etwas weniger einfältig, als ſie ſonſt in Opern zu ſein pflegen. Den Noten-Raub des Komponiſten verzeihen wir; wir ſind die Richter nicht und haben unſeren Theil an der Beute. — Herr ***, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Geſtalt eines Unglücklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen ſo Jammervollen, um ſeinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunſche es erheitert zu ſehen. Sein Mienenſpiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm ſehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns ſeine Abweſenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein Anderer als er ſelbſt kann uns dieſe nicht vergüten. — Herr P***, ſpielte den

Barbaſtro. Es iſt zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiſelle Bamberger: Iſabella. Schöne Stimme, gute Schule und einnehmende Geſtalt laſſen nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß dieſe junge Künſtlerin bei längerer Uebung auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengſtlichkeit oder Beſcheidenheit, aus denen ſie fließt; das iſt gebührlich vor einer verſammelten Menge.

65. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Alſo Neugierde, Liebe und Eiferſucht, dieſe drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, ſie leben nicht länger als ſie lieben, und an der Eiferſucht ſterben ſie. Frau v. Uhlen: die letzte Seite Ihres Dreieckes haben Sie in der Eile etwas ſchief gezogen; es iſt noch keine Frau an der Eiferſucht geſtorben. Der Freund: Haben Sie die Faſtenpredigt in der Wage geleſen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand ſie höchſt langweilig, und nur weil ſie ruchlos iſt, iſt ſie nicht abgeſchmackt; wäre ſie nicht bitter, wäre ſie fade. Der Freund: Es ſcheint mir eine gewiſſe Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem ſagt, was ſie denkt; doch iſt dieſe

Ironie zu unerfreulich, daß man sie suche, und zu tief versteckt, daß man sie finde. Die armen Spötter werden oft auf solche Weise bestraft. Es trifft sie das Loos jener Vertrauten eines türkischen Kaisers und Heerführers, dessen Namen ich nicht weiß. Dieser wollte, um seine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern sprechen lassen. Einige Höflinge fanden sich bereit den Betrug zu spielen. Der Kaiser aber, um seines Geheimnisses sicher zu sein, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verstehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verstehen die Kunst liebenswürdig zu sein, und diese Wissenschaft umfaßt alle übrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war schon auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß der Fastenprediger nicht in Allem Unrecht hat, was er von meinem Geschlechte Böses sagt; nur die Schadenfreude, mit der er es sagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch sollte eben diese Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fastenpredigers scheint mehr Grundsatz als Empfindung zu sein. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürger-Freiheit liebt, muß die Weiber hassen. Frau v. Uhlen: Ist es unsere Schwäche, wenn das

Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höheren Pflichten so lange im Wege stand. Der Freund (allein): So sind sie alle, sie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B***, wie Herr H***, wie Frau *** gespielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?" — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. Dezember. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Musik von Kapellmeister v. Seyfried. (Zum Erstenmale.)

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens schmal, und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieser Abraham könnte der Erzvater sein des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Ge-

ſchmackloſigkeit zu ſtrafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inſchriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüſte ſieht ihren Ismael verſchmachten und verſchreibt ſich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei und bringt ihr Waſſer! Nach Schwefel geſtunken hat der Drache durch das ganze Haus mit der möglichſten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung ſolch ein feuriger Drache erſcheinen und etwas über unſern Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren ſehr in dieſen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einſchlafen in der Kälte ſei, iſt Jedermann bekannt, es koſtet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da ſie vor der Thüre ſtehen und nicht im Hauſe, ſo heizen ſie ohne Vorliebe ganz Europa und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatiſchen Dichter den Verſtand verlieren, ſobald ſie mit Tondichtern zuſammentreffen. Oder wählen ſich die Letztern, um gefährliche Nachbarſchaft zu meiden, gefliſſentlich Solche, die den Verſtand ſchon verloren? Dann verrechnen ſich aber die Herren ſtark. Für die meiſten Menſchen iſt der Opern-Text

das unentbehrliche Geländer, woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht haltbar, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu Abraham ist gut. Seyfried hat die rechte Art, altteſtamentariſche Geſchichten zu betonen; die rabenſchwarze Trauer der ägyptiſchen Völkerſchaften und ihre vierſchrötige Luſtigkeit mag man ſich ohngefähr ſo vorſtellen.

67. Am 19. December. — 1) Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel in zwei Abtheilungen; 2) die Verwandtſchaften, Luſtſpiel in fünf Abtheilungen, beide von Kotzebue; 3) der Zänker, Schauſpiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander werden ſehr ſelten auf unſerer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieſes geſchah geſtern zum Erſtenmale. Die eiferſüchtige Frau und die Verwandtſchaften ſind alte bekannte Stücke, beſonders das erſtere wiſſen wir beſſer als das Ein mal Eins auswendig. Es iſt wie Sauerkraut, das in unſerer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigſtens Einmal auf den Tiſch kömmt. Ich brauche daher blos von dem letzten Stücke zu reden, welches neu iſt.

Es ist dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müssen mir aber erlauben, daß ich zuvörderst über den Inhalt des Stückes, der ihnen selbst schon bekannt ist, wegen der fremden Leser spreche. Wenn ich diesen den nöthigen Elementar-Unterricht gegeben und ihnen das Abc der Geschichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu sagen. Es ist gesagt worden, es sei nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Uebersetzung des Grondeur jener beiden Dichter; das deutsche Schauspiel ist ganz Original (obzwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Französischen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundschaft, um sie weiter und schöner auszubilden. Wenn dort sich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinschaftlich ein Schauspiel zu schreiben, so haben sich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatisches Kunstwerk darzustellen. Die Handlung ist folgende.

Eine Schauspielerin, und eine gute, so beliebt in der Welt als auf der Bühne, war seit zehn Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling sein Vermögen, seinen Stand und seine Glücks-

hoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrschenden Sitten die Verbindung mit einer Schauspielerin für keine ehrenvolle ansah, ließ er sich enterben und entsagte dem Range, der ihm offen stand, um seiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künste der Gefallsucht schätzen lernen, wodurch sie eine so heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffen-Uebung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So — sagt man — habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm alles, seinen Wohlstand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor, über die angeschuldigte Schauspielerin

ein öffentliches Sittengericht zu halten, ſobald ſie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts-Handlung einzubringen verſprach, (es ließ ſich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ ſie es geſchehen, daß jene Schauſpielerin ſpielte, und war ſogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (die eiferſüchtige Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anſpielung gab und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauſpielerin auftrat, erhob ſich ein Lärmen, ein Pfeifen, Ziſchen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuſchauer an und berief ſich mit einer Ruhe, die der höchſten Schuld und der höchſten Unſchuld gleich eigen iſt, auf die Reinheit ihres Gewiſſens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preis werth war, den Aufruhr zu beſchwichtigen, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufſeher zahlreich im Hauſe vertheilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr ſchickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrſcheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber ließ ſie ungeſtörten Gang. Am andern Tage machte die

Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauſpielerin würde nicht wieder auftreten, da ſie „durch die geſtrigen Vorfälle im Schauſpielhauſe ſich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leiſtungen auf der hieſigen Bühne die frühere Theilnahme verſagt.“

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geſchehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und ſie könnte wohl geneigt ſein, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum iſt es nöthig, zu unterſuchen, ob die befolgte Handlungsweiſe zu loben oder zu tadeln ſei. Es ehrt gewiß die Jugend, daß ſie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine ſolche Vertheidigung für nöthig hält? War jene ſittenrichterliche Handlung nicht etwa bloßer Muthwille, ſondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob recht gehandelt worden, denn das Gefühl hat immer Recht; aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, ſich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken ſollen, daß, da jedes angeſchuldigte Weib auch ſchul-

dig iſt, weil es den Schein der Tugend ſo ſehr zu hüten hat, als die Tugend ſelbſt, darum Schuld mit Unſchuldigung leicht verwechſelt werden könne. Man hätte bedenken ſollen, daß, da die verderbte leichtſinnige Welt übereingekommen iſt, an dem Vergehen, welches man jener Schauſpielerin vorwarf, nicht die Art, ſondern die Größe des Vergehens zu beſtrafen, es leicht ſein könne, daß nicht die Angeklagte, ſondern das alles vergrößernde Gerücht das Maaß der Bewilligung überſchritten habe. Man hätte bedenken ſollen, daß, wenn jene Schauſpielerin viele Freunde gehabt hätte, ſtatt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man ſie ſo dafür beſtrafte, daß ſie nicht ſchuldig genug war, um ihre Unſchuld darzuthun. Freilich kann man auch erwiedern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meinung rächen muß, weil ſie das Geſetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbſt-Vertheidigung — wo das Leben eines Künſtlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit ſeiner Kunſt zuſammen und wird, wie dieſe, Gegenſtand des Urtheils — es iſt eine Kränkung der ganzen Genoſſenſchaft der Schauſpieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungeſtraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber,

ich ſolle kurz und bündig ſagen, was ich von der Sache denke, ſo erwiedere ich Folgendes. Wenn jene Schauſpielerin alles das begangen, deſſen nun ſie beſchuldigt, ſo iſt ihr recht geſchehen, und die Verſeher des Sittenrichter-Amtes ſind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Miſſethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Kritiken.

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par É. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legations-Räthe, Gesandtschafts-Secretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menschenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lippen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; diese schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir ver-

ſtehen uns; dieſe heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geſchrieben ſteht; dieſe zierlich gekrauſten Haare, dieſe Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidenen Handſchuhen aus und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſein kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, l'Hermite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb und faſt zu ſanft über die Schwächen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie

bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und so lange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, gibt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavell geschrieben und als König manchmal nach dessen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel, um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wohl anders. Die Großen machen es, wie jener Bacchusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als

gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemessen, wie Ackerstücke!

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberschriften seiner Kapitel liest. Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen — und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu sagen; aber was früher gedacht worden ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsetzt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt erscheinen durfte, darüber mag man

ſich billig wundern. Aber die Gedankenwächter ſind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederſchauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können; die Herren haben ganz ihren eigenen Verſtand.

Um die Leſer mit dem Geiſte und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus ſeinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatiſchen Verhandlungen iſt auch von den Griechen die Rede. Der Verfaſſer drückt ſich wie folgt aus: „Religion und Menſchlichkeit rufen den Fürſten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die, welche ſich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrloſeſten Geſchöpfe, Greiſe, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einſtürzenden Dächern ihrer Häuſer zermalmt..... Sachte, ſachte, hätten ehemals barbariſche Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir ſie erobert, auch behalten wollen, müſſen wir alle Keime des Widerſtandes ausrotten laſſen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus ſeiner Aſche erſtehe, muß erſt dieſer neue politiſche Körper ſo erſchöpft

ſein, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unſers Ehrgeizes irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellen könne..... Aber unterdeſſen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überſchwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbſt Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Chriſten des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr ſie retten könntet!... Sachte, ſachte, hätten andere Diplomaten geſagt, es muß erſt ausgemacht ſein, welch ein Maaß wir von der Aſche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themſe geſagt. Dieſe Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verſchwinde, denn im Aegeiſchen wie im Joniſchen Meere ſollen nur brittiſche Segel wehen..... Die Griechen ſind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Chriſtus kämpfen, iſt baarer Gewinn.“ — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm ſeine Schwärmerei hingehen laſſen. Er hat nie einen diplomatiſchen Poſten bekleidet und kann daher keine Vorſtellung davon haben, wie verwickelt die griechiſche Sache iſt, und mit wie vieler Delikateſſe ſie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Versprechungen und Schwüren ist Folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. „Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hülfe. Da sie Alles von ihm empfangen, haben sie ihm Nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das Einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proscriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so

heiliger und ſo neuer Verſprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinauszuſchieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines ſo großen Unternehmens, daß ſeine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntniſſen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorſichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um ſich in der Wahl ſolcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen ſcheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald ſind es die Staatsbedürfniſſe, bald eingetretene Verhinderungen und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geſchäften nöthigen. Unterdeſſen vergehen Monate, vergehen Jahre, und ſtatt der ſo feierlich verſprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Deſpotismus zu der Kette, welche die Völker feſſelt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Verſprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen ſuchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den erſten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, ſahen ſich anfänglich ſanft abgewieſen; dann ſagten ihnen ſtille Winke, daß ein neuer Verſuch läſtig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beſchworene Wort in Anſpruch zu nehmen, ward eine

That der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhunderte länger schleppen, oder, sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen."

Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir sahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrie-Schulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden, oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gothischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömm-

lunge und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu seyn, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Bettelei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolg zu betteln, muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gutdenkenden Armen an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen seyn müssen. Trug und Lug sind die Rechtserfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegirten Bettler-Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversationslexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: die Künste des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht sein, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese *gut* führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern und kann eines Hektors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena und hat keine

Langeweile, wir aber ſitzen am Ufer der ſtürmiſchen See und frieren, und unſere Penelope wird alt darüber.

Auf dieſe kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbefliſſener und ſeit Jahren gewohnt iſt, jeden Tag, wenn er ſeine Poſt gemacht hat, das Converſationslexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Menſch in alphabetiſcher Ordnung zu leſen. Vor zwei Monaten hatte er die erſte Lieferung des neuen Converſationslexicon angefangen und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche ärgerlich den Kopf geſchüttelt, — als Inhaber zweier Rothſchilder-Looſe ſich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette ſich gewundert, daß deſſen Verfaſſer Bedenken getragen, deren Fortdauer zu geſtehen, da doch Jeder, der nicht taub iſt, ſie alltäglich könne raſſeln hören — endlich zum Artikel Ariſtokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weiſe nicht verſtanden. Er bat mich daher, als ſeinen gelehrten Freund, ihm denſelben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen und hatte ſchon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leſer, ſtehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel,

verſtand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verſtand ihn wieder nicht. Da ſetzte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verſtand ich ihn; hatte aber ſtarke Kopfſchmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfaſſer des genannten Artikels, wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es iſt immer die Schuld eines Buches, wenn deſſen Leſer Kopfſchmerzen bekommen. Man kann nicht ſagen, dieſes läge an dem Unverſtande des Leſers, denn, wer keinen Kopf hat, den kann er nicht ſchmerzen. Aus Furcht, mißverſtanden zu werden, ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappiren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt auf's Vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da iſt kein Licht. In der bürgerlichen Welt ſtreitet man ſich jetzt Tag und Nacht um die Herrſchaft, und da kommen friedliebende Vermittler und ſagen: vergleicht euch und laßt Dämmerung ſein! Der Verfaſſer erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht ſich unparteiiſch zu urtheilen, aber das iſt die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den ſtreitigen Gegenſtand wollte durchſpalten laſſen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Ariſtokratie,

keine Aristokratie — diese Streitsache läßt sich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adels-Aristokratie, vertheidigt mit Wärme die Geistes-Aristokratie, und mit Hitze die Beamten-Aristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburts-Aristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Noth begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistes-Aristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber, wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistes-Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistes-Aristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen,

würden uns zwingen, klug zu sein, und auf ihre Art klug zu sein — wäre das zum Aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menschheit ist um der Menschen willen da. Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwicklung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. sein l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir arme Fußgänger alle in's Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Uebel. Der Verfasser des Artikels Aristokratismus sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte; da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren

Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein". Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseins zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sei, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: „Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä behauptet." Zachariä hat Recht und

der Verfasser hat Unrecht. Der Gesammtwille des Volkes ist der Fürst von Rechtswegen, jede andere Regierung ist nur eine factische. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, sie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen, wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., schuldig gemacht. Leben und leben lassen — in diesem Grundsatze können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich neben einander bestehen. Uebrigens soll man nicht von Irrthümern der Zeit sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten, was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistesaristokraten, daß sie glauben, das Volk sei dumm und müsse wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistesreichthum nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen ist, denn er ist dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom

Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimniß sei, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes ist jetzt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique.
Par F. Guizot. Paris, 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er zum Volke, welches, es lebe der Kaiser, schrie: „ja, laßt nur euern Kaiser leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht

noch zwei Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Porlier, Lasey, und wie die Andern alle hießen, auch von Rechtswegen erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgesängen herumgetragen; — moutarde après diner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen. Deren gute Freunde haben sich die Rache vorausgenommen und die Offiziere der königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschießen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue. . . . Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche; aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu sein. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Methaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist. . . Seit dreißig Jahren mußten so

viele tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sei, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sei, was, vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verschwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die

elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit! seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese letztern haben gewiß Recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagessens am Abend verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euren Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

IV.

Coopers Romane.

Es ſind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannsſohn Wilhelm Meiſter mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an ſein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals ſo hoffnungsfroh, die Deutſchen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was ſind unſere Hoffnungen, was iſt aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meiſter aus den Lilienhänden der ſchönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geſchrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerſtäuben. Wenn Göthe's Grundſatz wahr iſt: der Held eines Romanes müſſe ſich ſehr leidend verhalten, müſſe

sich Alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrirten Menschen aber, wir Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, Edelgeborne und dienstgeborne Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gefach-Leben, verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begibt; denn man muß Andere kennen lernen, sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima,

keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu ſagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und ſei es noch ſo klein, bringen wir in die Weltgeſchichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiſer Auguſtus der Schelm ſagte, als er einſt bei Tiſche zwiſchen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüſtigen Virgil geſeſſen: da ſitze ich zwiſchen Thränen und Seufzern. Ganz ſo kaiſerlich ſpeiſen wir auch, ſo oft wir deutſche Romane leſen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatiſcher Seelen! Der Tod ſo weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menſchen. Ernſthaftigkeit ohne Ernſt, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Fauſt-Wehen, die Künſtler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, es herauszuſtellen, daß ein ſchlapper Wilhelm nicht bei Troſte geweſen! Und eine Männerwelt ſitzt kindiſch auf niedriger Schulbank, und buchſtabirt jedes Wort ihres Meiſters plärrend

nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling des Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adelige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Thürmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst sauerer Wein, die Aemter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen und stirbt am Wonne-Schlag. Pfui! lieber eine alte Maus sein, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt so wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million

herbeischaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es ist Nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind vertheilt — die Engländer schreiben Romane, und wir lesen sie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger sein als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmuthigt. Washington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht Ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Uebersetzer seiner Ro-

mane gefühlt, und ſie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgeſetzt. Es iſt ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten ſie geſchrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper“ — man hätte es gern geleſen, und haßte man auch noch ſo ſehr die Titel. Ein Freiherr iſt er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der Erſtere ſteht ſo weit über dem Andern in ſittlicher Beziehung, als er in künſtleriſcher unter ihm ſteht. Scott iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künſtler, lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meiſel ſtill hält; ſie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Beſtehenden. Darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerſtrebende, denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit. Man ſage nicht, Walter Scott wäre unparteiiſch. Er iſt es freilich, ſobald er einmal den Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ihm liebe Verhältniſſe und Menſchen verſchönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er iſt parteiiſch in der Wahl der Gegenſtände, und wo er

der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als athmeten sie im Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsterniß sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf geändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmutzt von den Händen bestochener Richter, nicht vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der hundert

Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leſer ſchon alles von ſelbſt herausfinden, und iſt er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenſchaft gebe, und man fragt ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes ſei? — würde er berichten was ihm ſeine Augen erzählt. Er würde ſagen, die feindlichen Heere ſuchten ſich wechſelſeitig aufzureiben, oder ſich einzuſchließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck ſei, jenen Hügel zu erſtürmen, dieſes Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu beſetzen, dieſe Feſtung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er ge-

ſehen, hätte Nichts falſch geſehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechſelt. In einer ähnlichen, doch in einer weit ſchlimmern Lage befindet ſich Derjenige, der die Meinungskämpfe unſerer Zeit betrachtet. Hier vereinigt ſich Alles, ihn zu täuſchen und irre zu führen. Die Leidenſchaftlichen in ihrer Haſt wiſſen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wiſſen nicht zu handeln: Die Einen täuſchen ſich über das, was ſie wollen, die Andern ſich über das, was ſie können. Die, welche die Macht beſitzen, rechten, und Die, welche das Recht beſitzen, kämpfen; es iſt als ſtritte Jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für ſchwach gehalten, weil ſie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil ſie ihre Kraft verbrauchen und man nicht wahrnimmt, daß ſie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anſtrengung ihre Schwäche ſteigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geſchlagenen tönt wie Siegesgeſchrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Beſiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So iſt Alles verwirrt und verwirrend

und erst der Friede wird uns belehren über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwist auch entsprossen sein mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes theilt: es sei Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenschaft — es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen und eine höchste Vernunft, in der alle guten Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sei, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für vernünftig zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, so lange er in friedlichem Genusse, wie Keiner an seine Gesundheit, so lange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die Unbeschränktheit der Herrschaft. Aber wenn es dieses wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche

Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu theilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die Andern sagen, es streite sich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen, und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt, als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht sein, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die Herrschaft der Menschen

ſolle aufhören, die Herrſchaft der Geſetze ſolle ſein. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Geſetze, wo die Menſchen herrſchten? Nicht einmal früher war eine ſolche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren geſetzlich von Dem eingeführt, von dem damals alle Geſetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer geſetzlich gehangen. Was gewinnen ſie dabei? Iſt es oft nicht wünſchenswerther, der Willkür eines Tyrannen preisgegeben zu ſein, der doch als Menſch zu erweichen iſt, als in die Gewalt unerbittlicher Geſetze zu fallen? Endlich iſt es die Volksſouveränität, von der man ſagt, ſie ſei, hier behauptet, dort beſtritten, der Gegenſtand des bürgerlichen Zwiſtes. Doch Diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſein, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer, ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechſele. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſein und es iſt es oft geweſen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet

werden, aus dem alle Leidenschaften und alle guten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle sein, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer zum breiten, Alles verheerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit, welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber diese sechs Worte lösen alle Räthsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt sein müsse; ob sie den Händen eines Einzigen oder Vieler anvertraut werde, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht, ob die Gesetzgebung von dem Fürsten oder von dem Volke oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob

die freie Willkür der Herrscher oder das Gesetz solle walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht solle sein; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen — sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?

Als Ludwig XIV sagte: L'état c'est moi! war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen — es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das Höchste angesehen. Aber diesen Wahn theilte der König mit seinen Unterthanen, seine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die Meisten unserer Zeitgenossen theilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt oder verstümmelt, bis er hinein

paßt. Der Staat, die Wiege der Menſchlichkeit, iſt ihr Sarg geworden. Der Staat iſt zugleich Gott und Prieſter, und für den Gott werden ſcheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Prieſter gelüſtet. Dieſer Aberglaube erbt ſich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die ſpartaniſche Verfaſſung lieben. Doch würde den Beſſerwiſſenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgeprieſene Sparta geweſen, oder unter der vermaledeiten Herrſchaft des alten Venedigs — ſie bedächten ſich gar nicht. In Venedig war wenigſtens der halbe Menſch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja, ſie wurde von der Regierung kupplerisch begünſtigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie ſie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinſchaftlichen Magen, wie ſie Herz und Geiſt gemeinſchaftlich beſaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat ſchlief, ſchnarchten alle Bürger. Und das preiſt man? War Lykurg beſſer als Robespierre? Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen, Lykurg die Menſchlichkeit. Robespierre *opferte* ſie, er *ſchlachtete* ſie *nicht*. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein *guter Bürger*

im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der Republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie Einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebe, ſei es das Volk, ſei es der Fürſt.

Es braucht nicht unterſucht zu werden, was die Menſchen gewollt, als ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammentraten: ſie haben es nicht gewollt, ſie haben es ohne Bedacht gethan, ſie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der ſittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterſcheiden: die Ueberzeugung folgt erſt auf die That. Es iſt zu unterſuchen, was die Natur gewollt, als ſie die Menſchen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Geſellſchaft ihren Theilnehmern oder ſollten dieſe jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder ſollte der Körper die Glieder tragen? Man iſt hier im Wahne, wie man ſich immer getäuſcht, indem man

glaubte, die Natur ſorge nur für die Gattung, die Einzelweſen dem Triebe ihrer Selbſterhaltung überlaſſend. Die Sorge der Natur für die Gattung iſt nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung iſt die unendliche Reihe der endlichen Weſen; die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen. Es iſt der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menſchen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß ſie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger ſich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menſchen Thaten überdauern ſeine Thätigkeit; der Menſch ſtirbt, ehe alle ſeine Früchte gereift und ehe er alle ſeine Erzeugniſſe genoſſen. Daß die Hinterlaſſenſchaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Ueberlebende den Todten. Er ſpinnt den Faden fort, der dem Geſtorbenen entfallen, und vollendet, was Jener begonnen. Ein Wunſch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieſes fortdauernde Stellvertreten, dieſe Erblichkeit aller menſchlichen Kräfte und Erzeugniſſe iſt es, was wir Menſchheit nennen. Aber wie im Raume nur das Beſtehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr iſt, ſo bleibt der Menſch, welcher iſt, alleiniger Zweck der Natur, und die Menſchheit, welche nur

war oder wird, iſt ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menſchen zur Entwicklung kommen, daß keine Kraft durch verſchwenderiſchen Gebrauch ſich ſelbſt verzehre, keine die andere verſchlinge, daß kein Menſch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menſchen beſchränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechſelverhältniſſe der Menſchen unter ſich mußten geordnet werden. Dieſes wurde erreicht durch bürgerliche Geſetze und dieſen geſetzlichen Zuſtand nennt man den Staat. Auf welche Weiſe der Staat jede einzelne menſchliche Natur beſchränkt, iſt bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrſchaft iſt man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweiſe durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Geſetze ſind es alſo, welcher ſich der Genius der Menſchen bedient, ſeine Schützlinge zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beſchränkt, daß ſich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menſchheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein ſolches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für ſeine einſtige Entbehrlichkeit Bürgſchaft leiſtet. Ein Mittel von unaufhörlichem

Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig sein, sich überflüssig zu machen, oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt sein müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur Gesetzlichkeit erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren, seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine That beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierung ..... doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der Kämpfenden, gegen das stille Wort friedlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit seinem düstern Blicke, der Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Ab-

gründe ſpringen; müſſen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäck guter Gründe zurücklaſſen, damit wir nur ſo ſchnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müſſen wir nur froh ſein, wenn einige Verſtändige unſere Unverſtändlichkeit verſtehen.

— — Die Völker könnten Doktoren ſein und ſie ſitzen noch immer in der Klaſſe der Quartaner. Doch iſt es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundſchaft, nachdem dieſe rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuſchreiben. Die Völker dulden ſie gerne, ja, ſie haben ſie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menſchen. Wir haben Alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, ſtürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und ſichere Häuslichkeit. Aber ſind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, iſt die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbſtſucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So ſind die Völker auch! Nachdem ſie

die Bande ſtrengen Gehorſams abgeworfen, nachdem ſie das freie Leben verſucht, nachdem ſie in die Breite gewachſen, ſind ſie üppig, ſchlaff und faul geworden, und ſind früher in die Haft zurückgekehrt als ſie ſie einſt verließen. Doch ſo ſoll es nicht ſein! Der Menſch ſoll lernen, ſeine Kraft gebrauchen, er ſoll nicht fürchten, die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Geſetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir ſchlafen, ſchlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Miſſethäter eingeſchüchtert. Zum Stehlen findet ſich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute faſt verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Läſterers zurückzuweiſen oder den Arm aufzuheben, um eine lüſterne Katze von ihrer Schüſſel wegzujagen. Selbſthülfe iſt verboten — ſie klagen.

Gleich thöricht und ungerecht iſt der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert? Nur Freiheiten wurden verlangt und nur dieſe wurden bewilligt oder verſagt. Kein Volk in Europa iſt frei. Selbſt in der engliſchen Staatsverfaſſung wird nicht, wie es ſollte ſein, die Freiheit von der Herrſchaft, ſondern die Herrſchaft wird von der Freiheit be-

ſchränkt; der Herrſchaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britiſche Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber ſind die gültigſten Beweiſe für die Herrſchaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten ſprechen und ſieht ſie das Wort Freiheit ängſtlich meiden. Sie ſpricht von freien Inſtitutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt und doch iſt nur die Herrſchaft eine!

— Am traurigſten iſt, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beſchimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preiſen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten ſein, jede Zeit war gut, Alles war gut zu ſeiner Zeit; kein Uebel war urſprünglich ein ſolches, es iſt nur immer eins geworden. Die verſchiedenen Neigungen wären leicht zu verſchmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anſpruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Geſellſchaften ſind entſtanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Geſellſchaften ſich bilden ſehen. Sie haben das alle mit einander gemein, daß ſie ſich kämpfend gebildet, daß ſie alle bei ihrer Ent-

stehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichthums, bildete sich im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichthum sind durch alle Stände verbreitet und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidenthum ist besiegt und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit erzogen und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben und handeln, als belagerten sie oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte, die

älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos untereinander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winklig, so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten und was versteckt sein sollte, steht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und schwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergräben verpesten sie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuser und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besitzt, die Hauseigenthümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist

die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedeln Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden sein — sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuser angezündet — soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man bestrafe die Brandstifter und thue, was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen,

ſo müſſen wir das Urtheil fällen, daß deſſen Verfaſſer weder den Urſprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht ſo weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzoſen rechten. Als ſolcher ſteht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat ſein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweiſen. Er ſagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.“ Das iſt wahr, und ſchrecklich, daß es wahr iſt. Der Verfaſſer läßt ferner einen Liberalen ſagen; „... tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.“ Das iſt ſehr naiv! Freilich wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meiſten Franzoſen liberaler Geſinnung ſind, würde es wohl etwas beſſer werden, wenn Männer dieſes Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, geſtört in ihrem Glauben.

Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieſer oder jener Hand ſich befinde: die Macht ſelbſt muß vermindert werden, in welcher Hand ſie ſich auch befinde. Aber noch kein Herrſcher hat ſich die Macht, die er beſaß, und wenn er ſie auch noch ſo edel gebrauchte, freiwillig ſchwächen laſſen. Die Herrſchaft kann nur beſchränkt werden, wenn ſie herrenlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieſer Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Geſicht nicht abwenden, weil ſie ſo traurig iſt. Wir müſſen als Männer der Gefahr feſt in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Meſſer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das iſt unſere Meinung, ſo haben wir die Lehren der Geſchichte verſtanden. Möge jeder Andere ſeine andere Meinung ſagen. Doch wir Alle, ſo gut wir auch geſinnt, ſo klar auch unſer Blick ſein möge: wir müſſen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben und müſſen uns die Empfänglichkeit für jede beſſere Belehrung bewahren, dieſe mag von Menſchen oder von der Geſchichte kommen. Mit einer guten Geſinnung erhebt man ſich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuſchende Atmoſphäre, die alles irdiſche Daſein umgibt — auch mit der beſten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w.

von

Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Beſſer.

Unſere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß ſie die Lehrjahre überſchritten haben. Und verſchmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beſte Recht abſtreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutſchen Geſellen gehen fröhlich ihren Weg, mit beſſerer Kundſchaft als Baarſchaft verſehen. Doch haben ſie immer Ehre im Leibe: ſie fechten nie, vielmehr werden ſie angefochten von jeder kritiſchen Polizei, der ſie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," ſagt die kritiſche Ober-Vor-

münderin, „enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen.“ Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meinung zu sein, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe sie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns sich examiniren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frohndienste auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Calcutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte Gemeinschaftliches, und was sie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rhein-

gegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde drüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Pässe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannigfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch Alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftssumme. Was bleibt uns dann übrig, als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser, da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schulrector, oder

will dafür gehalten sein — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammen fallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken, was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille scheint ein Fünfziger zu sein, und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam, zu sterben und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland gibt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamte und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie

zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigstens eben so viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche

den Theilnehmern an dieſer Schrift von deren Herausgeber ſelbſt vorgeſchrieben iſt, nicht ſelten vermißt wird — wären dieſes Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menſchen ſpricht ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie von ſich und ihren Thaten den Zeitgenoſſen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſein der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen bald durch kühle, berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben *eines* Zeitgenoſſen von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen nicht blos durch ſein

äußeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — ſo war Albini, eines Deutſchen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jetzt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedauerungswürdig, daß ſelbſt ein ſolcher Mann die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäfts-

losigkeit, der man ihn hingab, untergrub seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer, die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es Alle.

Graf Gneisenau. „Bis zum sechs und vierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.“ So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen; in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem kunstgewandten Pinsel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne bald freudige bald schmerzliche Rührung das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürstin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Consequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich vertheidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die

Freiheit deſſelben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei; ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, — man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich, aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt, da —

war man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst, von welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung sein, um noch Viele, so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude" und die gesunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding" sei. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung, die mit Entsetzen, nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die sie lehrt, das ist die Fäulniß. Nur wer krank ist an Geist und Leib, vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbstständige Mensch gibt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, ist ein schlimmes Zeichen, daß sie Noth thun, ein noch schlimmeres von dem Siechthume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als

auch ich, der ſtets in meinem Sinne mit Spott dieſer Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks ſelbſt nur ihres geſchriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es ſein müſſe, wenn die Macht des Glaubens ſich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menſchheit wünſchenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündniſſe nur Lüge und Falſchheit möchte ſein, als Wahrheit, Treue und ernſter Wille. . . . . .

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreä'sche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sei sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie blos zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitschte

das deutſche Volk; es lief, ſah mit Verwunderung, daß ſeine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern iſt dieſe Heilung, die ſie außer Dienſt ſetzt, nicht willkommen, und darum bemühen ſie ſich, dem Volke wieder ſeine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüſtern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Beſitzern der Kraft den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum ſehr verhaßt und ſie eiferten dagegen. Die ſcheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunſt werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfſinn und mit einer Menſchenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiſte jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur feſten Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derſelben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“.. „Der Furchtloſe weigert ſich weit ſeltener des Gehorſams, als der Argwöhniſche, der immer den Kürzeren zu ziehen beſorgt.“

„In unſern Tagen wittert die Politik hinter jedem Buſch einen Revolutionsſüchtigen.“ . . . „Nicht der

Uebermuth der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich. . . . Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen." Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sei, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth und muß sich jeden Augenblick von Neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maß unsers innern Gehaltes angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur

in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staate anheim; ist er verehelicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amte vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt.“ Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig sein sollen.

IX.

Die gute Sache,

von

Henrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu ſagen, was ſie ſei, an Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers letzte Begegniſſe in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wiſſen meinen! Es ſcheint in dieſen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es ſcheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift ſelbſt geführt wird, hat nicht den leiſeſten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegniſſe in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweiſe der alten unzerſtörbaren deutſchen Pedanterie. Es hängt dieſen armen Menſchen Blei an

den Füßen. Die Schlechten sind sklavisch gesinnt und wollen nicht von der Stelle; die Bessern ahnen, was Freiheit sei und sind lüstern darnach, aber plump und schwerfällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieselben! Mögen sie bei Hofe an einem Galatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es ist der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an todten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie sie um die Mittel den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache eine soldatische Zucht eingeführt und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes gewesen sein, als ein Spion? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; sein Reich ist im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, so lange er den

Willen Anderer ehrt — das ist die Freiheit. Warum lästert Ihr ihn, warum scheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es stark); aber was Irrthum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Vernunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger, als Verstand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, ist selten so fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun streben.“ Darum muthigen Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünschung; nur die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die gute Sache? Ein Jeder hält die seinige dafür. Das ist verzeihlich, so lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wohl gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten sein. Von dieser Thorheit sind sie wohl zurück gekommen, und es ist ihnen jetzt klar geworden, daß

die gute Sache nichts anders sei, als die Freiheit aller Völker und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtische“ (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philosophie, so fertigt sie in der Literaturzeitung ab und mischt Euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris lachen Euch aus und könnet Euch nicht brauchen, denn sie wissen besser als Ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt“ und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter Anderem sagt: „Nicht in der Uebereinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der Uebereinstimmung mit Euch selbst, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daseins und mit dieser die Freiheit.“ Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter

und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht bekümmert, der ist allerdings frei, aber es ist die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser), der über das Wesen des Staates Untersuchungen anstellt, Sorge macht, ist ..... jenes irdische Streben, das Heiligste durch äußere Mittel zu erlangen.“ Ein akademischer Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte über das Wesen der Staaten keine Untersuchungen anstellen, sondern Professor der Theologie sein. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adelige, Polizeidiener und Soldaten gibt?

Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustellen, was ihm die gute Sache sei. Denn (sagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern.“ Aber das, was Diese und Jene die gute Sache nennen, sei nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorsam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit eine Auflösung

aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sache, wie ſie es an und für ſich allerdings iſt.“ (Wirklich? Alſo Zucht, welche eine aus Furcht vor Züchtigung befolgte ſittliche Lebensweiſe iſt, die Erhaltung dieſer gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen dieſe die gute Sache. . . . Aber beide ſehen nur ihre gute Sache, ſie ſehen ſie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rückſichtsloſigkeit entſpringende, nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befeſtigende, vielmehr als eine ſolche, die der irdiſchen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtſam herumſpähen und horchen muß.“

Ich will nicht darauf ſinnen, wie ich dieſe ſchwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfaſſer von unſerer handfeſten guten Sache gibt, beſtreiten ſoll, dieſes würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologiſchen Anſichten des Bürgerlebens iſt nicht ſowohl das darin enthaltene Falſche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthſelhaften Worten verkündigt, hierdurch der ſchlichte Menſchenverſtand irre geführt und beſorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem

rechten Wege sei. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtsam herum späht und horcht, sondern jene, welche nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befestigen ist: warum bemühen sich die Gläubigen, die Ungläubigen zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine irdische kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mittheilen, sie theils bestreitend, theils dem Urtheile der Leser überlassend.

„Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben." Mir scheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu sein. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden: denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß Jeder seine Kräfte soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine bevor-

rechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich sein. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zensur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

„Ein jeder nicht konstitutionelle Staat ist ein interimistischer.“ Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze mit Denen verdirbt, welche geneigt sein könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der

geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen."

„Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestätigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung christliche Theokratie."

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus." (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung."

„. . . . nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Räthsel des geselligen Daseins zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigene Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden." Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfasser, das

in thörichten Verſuchen ſeine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem franzöſiſchen? Der Himmel ſchenke dem deutſchen Volke ſolche irdiſche Weisheit, verleite es zu ſolchen thörichten Verſuchen und führe es zu einer Vernichtung, wie ſie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820.

Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich lese Schweizerreisen über Alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das sich seine fünfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläferige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die Alles dürfen, was sie wollen, Alles wollen, was sie können und Alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal

geboren, oder auf Sicilien, oder in Kamtſchatka, oder in den Raubſtaaten, oder in Pennſylvanien; glücklich wer ein Prinz iſt, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutſcher zu ſein, und ein Bürgersmann, der ſein Auskommen hat, und ein geſcheuter Menſch und ein guter Chriſt zugleich, das iſt des Langweiligen viel zu viel! Es müſſen daher unſere ſehr argen Feinde ſein, die uns eine gedruckte Schweizerreiſe mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette iſt auf das beſte zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meiſten übrigen Reiſende durch die Schweiz immerfort ſchmächteln, als ſäßen ſie in der Jasmin-Laube eines arkadiſchen Gärtchens, und ſelbſt auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Leſers mit Noth etwas Solides fiſcht! Das Herz eines ächten Mannes iſt nie ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landſchaften der Schweiz, wie es ſich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben ſein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verſtand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz nicht blos als einen Gegenſtand der Landſchafts-

malerei; auch die bürgerlichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses Alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsetzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn Keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will Einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstvertheidigung, die Wahrheit zu ver-

letzen. Ein armer Schriftſteller dort, der keine andere Freuden hat als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf ſeinem Tiſche ſieht und von einem Haſen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt ſich endlich einen neuen Rock erſchrieben zu haben, die unbarmherzige Zenſur einen ganzen Aermel wegſchneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder ſterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber iſt es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, ſondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf ſein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und ſein Glück iſt fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, gibt aber ſeinem Werke ein Verdienſt mehr. Wer die ſchwachen Seiten Derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht beſitzen, der braucht nur dieſe Reiſebeſchreibung zu leſen.. Denn ſonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geſchmeichelt wird. Ich will einige Beiſpiele aus dem Buche anführen, um

zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geist in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis schreibt er: „Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jetzt, da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere. . . Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu sein, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren oder ein Heiligen-Gebein zu küssen.“ — — Die demokra-

tische Verfassung des Katons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständlich und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. „Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke die alte Staatsverfassung wenig Veränderungen erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute dennoch dem Geiste unserer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Constitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist, (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nöthig sind!) und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat Zug hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herstammen.“ (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angehen, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich sagt er: „Die Regierung dieses Kantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ord-

nung eine Stütze gegen ſeine eigenen Leidenſchaften zu ſuchen.“ (Das iſt ſehr naiv. Das will ſagen: die Kleinbürger haben alle Gegenſtände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Ariſtokratie abgetreten, und dieſe war ſo großmüthig, allen Lebenswein des Landes für ſich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerſchaft ja nie in Gefahr komme, ſich zu übernehmen und ihrer Geſundheit zu ſchaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Ariſtokratie unmöglich beſſere Gründe geben.) — — „Die Walliſer, ehemals in Ober- und Unter-Walliſer getheilt, nämlich in Sieger und Beſiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Geſetzen und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelaſſen, zeigt ſich dieſer Verbeſſerung würdig durch die Fortſchritte, die es in ſittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer und ſelbſt durch die körperliche Veredlung ſeiner Bewohner. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Sanct-Maurice, Monthey und Martigny ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe Zehnten frei geworden. Daraus kann man ſchließen, daß die Freiheit, welche hier die Menſchen ge-

ſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts zu Raſenden und Dummköpfen umſchafft. (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſetzt! Was müſſen das aber für Menſchen ſein, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen, in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſitzt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, Rouſſeau, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht Alles nehmen; ausgeartet nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe, welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes

etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir so lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!“

Doch hören wir, wie Herr Maoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es ist wahr, er

hat dieſen herrlichen Mann ganz zu würdigen verſtanden. Zwar ſcheint er von allen deſſen Schriften nur die Briefe an Bonſtetten zu kennen, die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; aber gleichviel, wenn dieſe hingereicht haben, ihm den Geiſt und das Herz des großen Geſchichtſchreibers aufzuſchließen. Müller iſt noch nie ſchöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfaſſer geſchehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzoſe war, ſagte er Folgendes: „So oft ich ihn las, erſtaunte ich über die Achtung, die er den Deutſchen einzuflößen wußte, und das beweiſt, daß man an der menſchlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geſchichtſchreiber von ſo gründlichem Geiſte und ſo geſundem Urtheile, der ſeinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage und ſeinem Style nur die Vernunft zum Schmucke gibt; der weder in den Thatſachen, noch im Ausdrucke der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über Alles laut ſeine Anhänglichkeit für die alten Grundſätze der Regierungen und ſeine Ehrfurcht vor religiöſen Inſtitutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenſchaft beſeelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein ſolcher Schriftſteller Leſer bei dieſer deutſchen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art ſo thöricht ergeben iſt, die ſich mit ihren Philoſophen in die Regionen der

abstraktesten Metaphysik versteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt und ihre Urtheilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienste umzuschaffen?“ .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: „wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier bald dorthin führte.“ — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe, zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drei, die deutsch, und unter diesen dreien wäre nur einer, der Deutsches verstünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menſchlichen Seele ſind alle dem Bewußtſein und der Willkür unterworfen. Schlimm, daß es ſo iſt! Wenn es anders wäre, wenn der Geiſt gleich dem Körper Organe hätte, die ohne Willen und Wiſſen des Menſchen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirkſamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geſchmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, ſo bleibt uns nichts übrig, als erſt zu reden, dann zu ſchweigen, dann die Achſeln zu zucken, dann die Kranken ſterben zu ſehen, und end-

lich, wie es wahren Chriſten geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu ſprechen. Es muß daher gewiſſen Perſonen ſehr angenehm ſein, Böſes von ſich reden zu hören, weil ihnen dieſes beweiſt, daß man ſie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Miniſter im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den erſten darf ich nicht ſagen; den andern aber, als jenes Gegenſatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man ſollte nie einen Miniſter abſetzen. Ambulante Legitimität = ſtationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche ſeit dreißig Jahren Miniſter waren, es nicht mehr ſind und wieder werden wollen, ſind ſehr gefährliche Menſchen; ſie ſchwatzen aus der Schule. Sie ſagen uns freilich Nichts, was wir nicht ſchon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: ſeht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unſerer gnädigen Herrſchaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr verſteht Nichts von ſolchen Dingen, das will ſchon im Mutterleibe gelernt ſein, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind geweſen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligſte

geſehen, und reden gerade ſo, wie wir geſprochen. Iſt das nicht ſchlimm? Da iſt Herr Bignon, der lange Miniſter geweſen und die Höfe kennt, die deutſchen zumal. Er ſpricht in ſeinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er ſeine Worte etwas feiner zu ſtellen weiß. Sein Buch iſt eine diplomatiſche Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Style. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, ſondern Experimental-Politik, und mit den Augen iſt ſchwer zu ſtreiten. Ob das ſchlimm iſt!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongreſſe von Verona. Endigen wir auch damit. Alſo wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich ſprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt:

— — — — Lieſt doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war Einer jener Acht und dreißig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an Allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Thiere sich

heftiger oder gelaſſener gegen ihre Gefangenſchaft ſträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, iſt boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt ſtill, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal ſeine Wächter; aber es iſt der Löwe! Die Pariſer ſind gar zu verwöhnte Menſchen. Einige Jahre in der ſchönen Stadt Brüſſel wohnen zu müſſen, das nennen ſie unglücklich ſein! Würde einem Deutſchen die Miethe aufgeſagt, er aus ſeinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Baſel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm ſonſt Nichts fehlte. Ja Mancher wäre ſogar im Stande und ſpräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe ſie verdammt dort zu bleiben.“

Während Arnault in Brüſſel lebte, ſchrieb er Artikel für den Vrai libéral. Dieſe geſammelten Artikel ſind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni“ ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube tändelte in ſeinen Nebenſtunden mit der Gelehrſamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem ſie ihm den ganzen Tag eine Frau geweſen. Aber ſolcher Art ſind die Erholungsſpiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, ſelten von Werth. Aufſätze wie folgende: vom Stocke, vom

Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht sein, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltairisirt gern und heuchelt Gottlosigkeit, so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnault's veranstaltet, und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert ist das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— — Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris, 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich ersetzt. Madame Campan wollte nur nützlich sein, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern gewesen wäre. Alte Erziehungsregeln, die sie gibt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen,

auf sich selbst zu achten; denn die Lehren, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbsterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke

nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne: — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu sein, hören sie auf Frauen zu sein. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erste Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit vollständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles“ bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eigenes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum Dienen bestimmt sind, mit

dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder diktirt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Theil des Werkes der Madame Campan besonders in das Deutsche übersetzen und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Uebersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doktorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle,

sieben Kinder-Komödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädchen-Instituten zur Uebung in der französischen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Komödien ist ganz so wie sie sein muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sei tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vortheil und irdisches Glück.

XIV.

Der Mord Auguſt's von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend,

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Muſen reden auch koſackiſch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht iſt dieſes die Sprache des Olympiſchen Hofes, deren er ſich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in ſeinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus, geſchrieben iſt: er habe ſeinen Freund Z—e, der ihm „diesmal ſo herrlich vorausgeritten in den Kampf," „Hurrah!" rufen hören, und ſogleich ſeien „die Thränen der Thatenluſt" in ihm aufgeſtiegen, und er wäre nachgeritten. Er ſei freilich etwas ſpät gekommen, welches aber nicht ſeine Schuld geweſen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube“:

— — segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir Alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutschlands,“ welche er ein „Blumenbeet“ nennt, das „gediehen aus der Wahlstatt blut'gem Grund,“ reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen, und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sei aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wemuthschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind auf-

halte, und wer er ſei? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der ſtarrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

Die Franzoſen? Auch nicht; die ſind unſchädlich gemacht.

Doch der Buonapartiſten freche Schaar?

Ja, das iſt der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo ſteckt denn ſonſt der Erbfeind? — Der Königlich Preußiſche Herr Major von Fouqué kommandirt jetzt:

— — „Hand auf's Herz!“ —

Die deutſche Jugend, welche ein zartes, ſchüchternes Blumenbeet iſt, wird ganz verblüfft über dieſen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängſtlich:

„Wie? Erbfeind in der deutſchen Jünglingsbruſt?“ —

Nicht anders, Kinder! Da ſteckt er.

— Unſer Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das iſt der irdiſch liſt'ge, gierige Geiſt,
Entſprungen aus dem glaubenloſen Hirn
Erdſücht'ger Menſchen, er am Boden feſt,
In ſchlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenſeit ſel'ges Licht.

Und ſo geht es weiter. Der Herr Baron macht ein ſchreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geiſterſtunde leſen, wahrſcheinlich iſt es auch nicht in derſelben gedichtet worden. Nach

mehreren Verwandlungen erſcheint der Erbfeind in Geſtalt eines Geſpenſtes, das franzöſiſch ſpricht, weil die deutſche Sprache keine Worte hat für ſolche Gräuel. Das Geſpenſt „krächzt:“ Egalité! — Unité ... — Das iſt aber immer noch der ärgſte Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimm'rer noch:
Des Uebels Wurzel, ſchädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menſchen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden ſtand!

Ich will offenherzig geſtehen, daß dieſes Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, ſo daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin und herzlich wünſche, er lebe noch, um alle unſere beklagenswerthen Myſtiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas ſpät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der ſelbſtbiographiſche Dichter ſingt:

— — Als ich zuerſt
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meiſter, der mich lehrte, ſöhnlich treu,
Da war der Todte meines Meiſters Feind, —

— — — — —

— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als ſpäterhin mir die gereifte Kraft

Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen seinem fremd.

Jetzt aber, da er todt sei, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche und ruft, erst Weh! und dann Heil! aus verschiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué gibt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, spritzte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stolbergs mir,
Sein Göthe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage diesen seinen „Sangesspruch," an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr wohlthätige Erfindung ist, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komischen Miene, und nicht an dem Pferde-

fuße des Teufels habe ich mich gehalten, als ich dieſen Freundesruf Fouqué's beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angſt geworden, Leſer. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebue's wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig ſolche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdeſſen die andern Redner ſchweigen — und in dieſer Zeit ſinken tauſend blutige Opfer, und tauſend von Glaubenswuth berauſchte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen, der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigenen Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich ge-

ſtehe es offen, daß dieſes Werk mir in der innerſten Seele zuwider iſt, mag man es auch eben ſo kindiſch finden, ein Buch zu haſſen, das Einem Wehe that, als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen, woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mißtönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift, welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt, trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler,

und verzeiht die Heuchelei; denn auch die Maske hat ein Menschen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet Nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet Nichts, weil er Nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm Alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demüthigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten

mit Lächeln zu zeigen, daß ſolche Verletzungen nicht tödtlich ſeien. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde ſich geſchloſſen; Narben ſind auch Wunden, die Erinnerung iſt auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet dieſe. Der Geiſt der Liebe haucht fort und fort aus ihm, Alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen ſucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menſchen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geiſt der Liebe, der verſöhnt und bindet und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schooß der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geiſt — er kommt nie ungerufen — beſeelt die Werke des Verfaſſers der Phantaſieſtücke nicht mit dem leiſeſten Hauche. Das neckende Geſpenſt des Widerſpruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, ſteigt dort, von grauſer Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchſten Gipfel, um uns tiefer herabzuſtürzen, und ſelbſt ſein Himmel iſt ein unterirdiſcher. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechſelhaß, nicht um ihre verſchwiegene Liebe zu verrathen. Kreisler iſt der Unglücklichſte aller Verdammten, er iſt ein geſtürzter Engel. Die Brücke,

welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin, die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine den Frost des andern, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandtschaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandtheile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern An-

ſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampfe der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es in's Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel." Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein Alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen, mit welchen er Diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fordert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſtler ausſchließlich zu-

gehören. Noch nie haben Priester den Tempel, den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an und gibt Jedem den Widerklang seiner Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied, das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören, weil man sie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft nur die zusammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht seines Werthes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr und die ihm vorhergegangenen

Werke ſeines Verfaſſers ſind Nachtſtücke, nie von ſanftem Mondſcheine, nur von Irrwiſchen, fallenden Sternen und Feuersbrünſten beleuchtet. Alle ſeine Menſchen ſtehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wiſſen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erſchrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu ſchreiten noch zurück, und harren unentſchloſſen, bis die Pfeiler einſtürzen. Das iſt ſeine Stärke, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt, — die Geiſterwelt aufzuſchließen, zu verrathen das Leben der lebloſen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Menſch, und der glückliche, ahnungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Geſpenſterauge, jeden freundlich ſich herüber neigenden Zweig als den ausgeſtreckten Arm einer zerſtörenden dunkeln Macht erſcheinen zu laſſen. Es iſt der dramatiſirte Magnetismus, und wenn das Converſations-Lexicon von jenem Schriftſteller bemerkt: daß er durch die grellſten Diſſonanzen zur harmoniſchen Auflöſung durchdringe, ſo iſt ja eben in dieſer Auflöſung das Anſchauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche ſchreckliche Erſcheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber ſobald er ſie natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen

Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen ſitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient.

Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht;
Da unten aber iſt's fürchterlich!
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr Verzeihung gewähren ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahnenden Margaretha ſagt:

Es muß auch ſolche Käuze geben.

XVI.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unserer Zeit.

Von

G. A. Freih. v. Maltitz.

Erstes Bändchen. Leipzig, Industrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Theilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelasius ethisirend durch die Welt geht, einen schwankenden unsichern

Gang habe und daß ihn der Kothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist, als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespitzt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, Den, der ihn führt, schwerer verwunden, als Den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört in seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in

welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sei ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen uud der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe ..... doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wild verhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain

Jetzt von wild verwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwung'ner Art
Auf das Krüppelholz, so groß, wie klein,
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und, was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehen mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unsr'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam steh'n im wüstverhau'nen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländischen Sinnes,

Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem rings umzog'nen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.
Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mög'st du, theures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchen schwachen Pflänzchen stärk'res Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich muthig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förster, kräftig gesprochen; aber der Deutsche soll kein Förster sein, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche gibt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förster — und was

man ſonſt noch ſein kann, wenn man nichts iſt. Der Schneider ſieht die Welt für einen Kleiderſchrank an, der Kaufmann für eine Börſe, der Soldat für eine Kaſerne, der Juſtizrath für eine Kanzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der Menſch aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſein? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, iſt nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber ſein Tag kommt doch, früher oder ſpäter. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum ſollen die Deutſchen Eichen ſein? Was iſt Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, ſie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Froſtigen brauchen; aber wozu Schatten? Iſt uns zu heiß? Iſt nicht Deutſchland der Eiskeller Europa's? Wird nicht jedem phantaſirenden Volke das deutſche, als kalter Umſchlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom,

Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutſchen Krankenwärter? Und eine Eiche, was ſie ja Gutes bringt, ſie bringt es ſo ſpät! Eine Eiche iſt wie eine Darmſtädter Anleihe: erſt nach unzähligen Jahren zahlt ſie die Zinſen für längſt begrabene Mühe und Sorge. Iſt das kluge Wirthſchaft? Der unverſtändige Ahn, der ſich und ſeine Kinder ſpäten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, ſo mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, ſei es mit hochgeſchwungener Axt, ſei es mit wilden Satyrhieben,

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen —

— das iſt ſpartaniſch, aber gar nicht chriſtlich. Alles ſoll leben, Jedes ſoll leben. Jedes ſoll auch ſeinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtſtörend ſich vergrößere, ſondern indem es ſich von innen nach außen erweitere, ſo viel es mag und kann. Platzt Eines darüber, deſto ſchlimmer für den Froſch; doch auch zu platzen muß Jedem erlaubt ſein. Was wollte der Dichter mit der einſt vereinten Landes-

pracht? Ich kenne keine ſolche. Zwar will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mehr deutſche Geſchichte gelebt, als geleſen, und daß ich in meinen ſchönen Secunda-Jahren über das deutſche Mittelalter zum letzten Male eingeſchlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht ſo ein myſtiſches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug ſein; der Wachende hat die Abgötterei des deutſchen Kaiſerdienſtes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wiſſen, wo die wenig ſtolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da ſtehen, zu finden? Im tauſendjährigen deutſchen Walde ſah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige iſt Krüppelholz... Friedrich? ... Nun ja, wer nur ſeinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch ſtehen, weiß man nie gewiß, wie groß ſie ſind; man weiß nur, welche größer. Und jene ſtolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, ſtehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber ſo iſt es. Die Deutſchen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutſchen ſpottend zurufen, was einſt Eid ſeinem feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung: ſeiner vierfüßigen Majeſtät an den Setzkaſten dieſes Buches. Darin leſen wir erſtens: das „Sünden-Setzregiſter Sr. hochpreßbenglichen Gnaden,“ nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem erſten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunſt, Wiſſenſchaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen“ erzählen werden. Drittens ſagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich iſt, weiß der Teufel ſelbſt nicht.“ Deſto beſſer für den Rezenſenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen“ des Buches, „die beſſern“ . . . „beſonders in der Leidensgeſchichte meines Volks,“ hat die Zenſur geſtrichen. Warum macht es der Verfaſſer nicht wie ſein Rezenſent? Dieſer, wenn er nicht ſagen darf, was er denkt, ſagt das Gegentheil, und Lügen werden nie geſtrichen. Herr von Maltitz wird ſich davon überzeugen, wenn er nächſtens zu ſeinem Erſtaunen leſen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutſcher zu ſein, aber jetzt iſt es eine Ehre geworden.“ Wir müſſen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch dieſe erſonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzu-

ſchwärzen — warum ſollten wir auch nicht lernen, unſere Spitzen zu verſtecken? Iſt doch kein Leſer ſo dumm, daß er nicht wüßte: wo eine Scheide, da iſt ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch iſt ſehr in einander geſchachtelt, und jeder Inhalt iſt wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zuſammen. Gelaſius iſt eine Hypothek, auf welche die heilige Polizei den erſten Inſatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie ſtreitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen war Gelaſius, als ſogenannter Rebell, auf dem Blutgerüſte geſtorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüſterte ihm ins Ohr: wenn er ſich ihm verſchreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelaſius hatte keine Zeit zu überlegen und ſagte ja. Hätte er ſich beſinnen können, würde er ſicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Toden wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt und Gelaſius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tauſend Jahren, lebt Ge-

lasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsekretär, im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr sein, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen... Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius' Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Uns're Glock hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins sich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert und sie zur Null gemacht. Ständen alle Zehn selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr, als tausend Millionen... Wir treten in Gelasius' Studierstube. Er philosophirt, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustirt. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist

gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Waare sieht, denkt er vermuthlich, sie sei der Fracht nicht werth, gibt Gelasius frei und sagt ihm freundschaftlich: es sei gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn und so hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abstreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter Anderem:

Der Same, den ich einst für's deutsche Wohl
An jenes Karls allmächt'gem Throne sä'te,
Er muß erwachsen, muß erblühet sein.
Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
Ihm ist ein läng'rer Tag zu Theil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit . . . so ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauthen, Unrein-

lichkeit der Straßen, Bauweſen, auf die Köpfe aller Deutſchen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel ſitzt auf dem Felſenthrone und ruft die böſen Geiſter herbei, ſich um den Preis für die höchſte Schandthat zu bewerben. Es erſcheinen: Krieg, Wolluſt, Eitelkeit, Aberglaube und Prieſtertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können ſich glücklich ſchätzen, daß größere Künſtler als ſie zu ſtolz geweſen, an den Olympiſchen Kinderſpielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulweſen und Mehreres. Ein Lohnlakai ſpricht:

Ja, tränk' der Deutſche ſtatt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas beſſer ſein!
Doch der Kartoffelſtoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geiſt's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer eſſen Kartoffeln und die Italiener trinken herrlichen Wein und eſſen keine Kartoffeln, ſondern Macaroni vom feinſten Mehle! . . . Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechſtes Kapitel. Gelaſius im Gefängniſſe der Stadt Judaea nova. Es hätte eben ſo gut heißen können: ſitzt gefangen in Europa. Mehr geographiſche Genauigkeit wäre zu wünſchen.

Dieſes Buch kann manchen Hunger ſtillen; doch

laben, doch erquicken wird es Keinen. Der Verfaſſer war zu ängſtlich. Den deutſchen Schriftſtellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in ſeiner erſten Schlacht, der ſich tödtete aus Todesfurcht — ſie zenſiren ſich ſelbſt aus Furcht vor der Zenſur. Es iſt eine unſelige Schwäche! Fremde Beſchränkung feſſelt den Geiſt, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter ſo betrübt iſt. Er kämpft nicht ſiegesfroh, wie Einer der das Recht beſitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und ſtarben. Noch auf dem Scheiterhaufen ſangen ſie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix ſtieg die Wahrheit aus der Aſche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geſchlecht entgegen. Du aber, grauer Gelaſius, was ſoll ich dir ſagen? Du biſt ſo alt und noch ſo unerfahren, haſt tauſend Jahre gelebt und klagſt noch? Jede Zeit hat ihre Kruſte; jede Zeit, ſo lange ſie friſch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, iſt ſie hart und trocken durch und durch, und eſſen müſſen wir ſie, ſie erweichend mit unſern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorſehung iſt eine ſparſame Wirthin, ſie ſchafft keine friſche Zeit herbei, ſo lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geſchichte des ewigen Juden,

von ihm ſelbſt geſchrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer läſterlich geſchienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, ſo furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endloſem Jammer verflucht. Der jüdiſche Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und ſitzenden Handwerker, furchtſamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe zu kommen, hatte er ſein Mitleid

verſchloſſen und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrſchaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich und darum freute es mich eben ſo ſehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfaſſer dieſes Buches, von ſeinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht ſo unglücklich iſt, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verſtande und ziemlicher Billigkeit verurſachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit anſehen zu müſſen, ohne jene heilen und dieſe beſtrafen zu können. „Ich bin ein Iſraelit — ſagt der Herr ewige Jude im Anfange ſeiner Beſchreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jeruſalem verlaſſen und bin ſeitdem unaufhörlich gereiſt und muß noch bis zum Ende der Welt reiſen. Das iſt mein Loos; das der unwiderrufliche Beſchluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jeruſalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin ſeitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich eſſe und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich ſchlafe nie:

ich bin nicht müde; ich verſtehe und rede alle Sprachen.“ Da hört man es! Iſt der Mann unglücklich zu nennen, den die beſten Jahre nie verlaſſen, der nie Hunger und immer Eßluſt hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der ſich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einſchläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen verſteht, ſich keiner ſchlechten Ueberſetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann ſo viel er will, da man ihn nicht einſperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein ſolcher Menſch iſt glücklich zu nennen und gar Mancher würde mit ihm tauſchen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden ſeine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert ſich nie, Andere ſelten. Sein Werk iſt ſehr zu empfehlen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte, das bei Männern und Geſchichten am meiſten angezogen wird von dem, was äußerlich erſcheint und in die Sinne fällt — von Geſtalt, Geſichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Perſonalbeſchreibung eines Zeitgeiſtes in den Paß geſetzt würde, wenn ſich der Geiſt der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteſte aus der Geſchichte ſeiner Zeit, das heißt der letzten acht-

zehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonbonnière voll historischer Bonbons zu nennen ist, oder um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine Gutchenbüchse, angefüllt mit geschichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

XVIII.

Irländiſche Erzählungen.

Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Engliſchen. Zwei Bändchen. Breslau bei Max. 1826.

Stille und anſpruchsloſe Erzählungen, die ihren Leſer ohne Eigennutz auf dem kürzeſten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen ſuchen. Die Dichtung hat ſie nicht geſchmückt, ſie tragen alle die geſunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weiſe bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter ſeinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne ſpiegelt ſich in einem Glaſe Waſſer, wie im Ocean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigſten

Strohdächern und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Uebertretung führt ohne Hinderniß zur letzten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüste aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß diese Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben so schnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äußerste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten sucht man jetzt in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reiz-

mittel künſtlich hervorzubringen, um die Franzoſen monarchiſch zu machen. Auch daß die großen irländiſchen Gutsbeſitzer in den Hauptſtädten wohnen und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit ſolchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entſchädigt uns für den Kunſtwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gaſtfreundlichkeit und andere geſellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt ſich über dieſe Lichtſeite ſeiner Gemälde wie folgt aus: „So ſeltſam es auch immer klingen mag, ſo iſt es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumſchränkte Herrſchergewalt unter den Menſchen ein Glück der Geſelligkeit hervorzubringen vermag, welches Diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfaſſung leben. Das Volk in Irland iſt durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und ſah ſich daher genöthigt, im gegenſeitigen Umgange einen Erſatz für alle die Lebensgenüſſe zu ſuchen, die ihnen durch das Geſetz verſagt worden. Sie kommen daher häufiger zuſammen und pflegen Geſelligkeit, um unter geſellſchaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältniſſe zu vergeſſen und jeden Kummer zu verſcheuchen; und daher entſteht bei ihnen jene Heiter-

keit mitten im traurigſten Mangel und jene gute Laune ſelbſt noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte ſich kürzer ausdrücken können: Der Deſpotismus hat ſeine Winterfreuden.

XIX.

1. **Résumé de l'histoire d'Espagne,** depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'ile de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.
2. **Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours.** Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.

Es iſt gar nicht leicht, eine Geſchichte Spaniens gut zu ſchreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geſchickter Künſtler ſei. Einiger Mangel an Gelehrſamkeit wäre dabei vielleicht nachzuſehen (was läge etwa daran, daß ſich ein Schriftſteller in der Chronologie der gothiſchen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunſttalent würde eine ſpaniſche Geſchichte ſehr mangelhaft machen.

Dieſe beſteht aus ſo mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verſtand zu überlegen iſt, wie ſie zu ordnen, welche hervorzuſtellen und welche in den Hintergrund zu bringen ſind. Licht und Schatten ſind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geſchichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatiſch geben, die man ihm epiſch nicht geben kann. Spanien iſt ein hiſtoriſches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Geſichtspunkte aus gar nicht überſehen kann. Man muß es aus der Vogelperſpektive betrachten und ſich ſo hoch ſtellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geſchichte Spaniens eignet ſich durchaus nicht zu einer iſolirten Darſtellung und der Schriftſteller, der ſie ſo behandelte, hätte unverſtändig ein unverſtändliches Werk gemacht. Das iſt aber Vielen geſchehen und darum entſetzten ſie ſich, ſo oft ſie der Inquiſition begegneten, und waren ſie vorher noch ſo ruhig und klar, überfiel ſie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und ſie wußten nicht mehr, was ſie ſahen, noch was ſie ſprachen. Aber ein Geſchichtſchreiber darf nicht erſchrecken, er darf nicht furchtſam ſein; er darf auch nicht, ſo wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquiſition zu verwünſchen in hausbackener Entrüſtung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt ſein; aber ein Geſchichtſchreiber ſoll kein Familien-

vater ſein, er ſoll keine häuslichen, keine geographiſchen Gefühle, er darf nur kosmopolitiſche und religiöſe haben. Die europäiſche Menſchheit wird einſt Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch Nichts hinzu, und hätte ſie ihm auch Nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geiſt der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa Vieles an Spanien, ſo hat Spanien Alles ſeiner Inquiſition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, ſo lange es von einem herrſchenden Gefühle beſeelt wird, und ein Volk iſt nur ſcheintodt, ſo lange ihm das Herz noch ſchlägt, und ſchlüge es noch ſo leiſe. Die ſo gering geachteten Juden, ob ſie zwar zerſtreut ſind, leben dennoch viel mehr, als manche zuſammengebundenen chriſtlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausſchreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das ſpaniſche Volk wurde immer von einer Idee beſeelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom ſtritt es für ſeine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römiſchen Kaiſern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu ſagen pflegt. Doch ehe der heilſame Schmerz der Unterjochung ſich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die

Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für ſeinen Glauben. Dieſe wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenſchwäche und Diplonaſie gefallen; aber da erſchien die Inquiſition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch dieſe ward alterſchwach, und nach dem Pyrenäiſchen Frieden wollte ſtatiſtiſches Behagen Spanien überſchleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren ſchon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquiſition hat ihn geſchlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner Erſchlaffung die Spannkraft ihres Geiſtes nicht verloren. Das ſind die ſchon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß ſie ſie aber nicht verloren, das haben ſie nur dem Deſpotismus zu verdanken, der ſie wach gehalten. Der ſchrecklichſte Deſpotismus iſt der gefährlichſte nicht — das gefährlichſte Gift iſt die Aqua Toffana, die ohne Geruch und Geſchmack iſt. Die Katze Deſpotie iſt gefährlich, denn ſie ſchmeichelt und man traut ihr; die Löwin Deſpotie iſt es nicht, denn ſie droht und man weicht ihr aus. Wer ſtündlich ſeinen Kopf verlieren kann, verliert höchſtens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber ſeines Kopfes ſicher iſt,

verliert das Herz. Unter den Mauriſchen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres ſein können — ein Spital. Nichts liegt dem Deſpotismus näher als Freiheit, und Nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falſche, die halbe. Die Griechen hätten ſich nie ermannt, hätten ſie ſtatt unter einer rohen, unter einer eleganten Deſpotie gelebt, unter einer Regierung, wie die — wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge ſind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Aſien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, dieſe über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch einmal wegreißen, aber endlich wird ſie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Aſien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und Mauren herüber kommen zu laſſen. Solche dichteriſche Aengſte hat freilich die Diplomatie nicht, und dieſe lacht wohl jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo Andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und ſie iſt ſehr nahe dieſe Zeit, nahe wenigſtens für Solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennali-

täten berechnen, und nicht wie die Pompadour ſagen: après moi le déluge!

Reden wir jetzt von unſern Verfaſſern, die die ſpaniſche Geſchichte mit dem Storchſchnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wiſſenſchaftlichen Werth; aber daran liegt Nichts. Was dem Schriftſteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leſer nicht immer zum Vortheile. Doch eine ſittliche Bedeutung haben ſie; ich ſage Bedeutung, ich ſage nicht, daß ſie einen ſittlichen Werth haben. Es iſt nämlich höchſt wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geſchichte ſchreibt. Es iſt, als fiele es den Menſchen wie Schuppen von den Augen, und als erführen ſie erſt jetzt Geſchichten, die ſchon vor tauſend Jahren geſchahen und ſchon viele tauſend Male erzählt worden ſind. Sie vertreiben die Jeſuiten und ihre Lehren aus der Geſchichte, ſie demokratiſiren, liberaliſiren ſie, und haben es ſchon dahin gebracht (was für Franzoſen, welchen theatraliſcher Pomp über Alles geht, viel iſt), die Römer in ihren glänzendſten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein ſolches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menſchheit ein Regal geweſen, ſo iſt doch zu rügen, daß ſie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine ſolche Art, daß ſie ganz gut Diejenigen parodiren, welche

die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden Die sagen, die sprechen und nicht denken; wird, werden Die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.“ Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir,“ kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographisch, und daran that er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien älter ist, als

Deſpotie, und die repräſentative Verfaſſung älter, als die Herrſchaft der Beichtväter. Nun iſt es freilich wahr, daß repräſentative Verfaſſungen, wie ein geiſtreicher Staatsmann ſich ausgedrückt, nichts Anderes ſind, als maskirte Republiken; aber was ſoll man thun, wenn Nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erſtere und lernt eine Maske tragen — was ja ſo ſchwer nicht ſein ſoll. Mit den Aragoniſchen Ständen aber verhält es ſich, wie folgt. Sie bildeten ſich aus vier verſchiedenen Klaſſen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterſtand und der niedere Adel. 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geiſtlichkeit. Kein Geſetz konnte in dieſer Verſammlung durchgehen, ohne die Einwilligung Derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, noch Münzen ſchlagen oder ſie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuſchaffen. Die, welche ſich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten ſich an die Stände, um Recht zu fordern: dieſes aber nicht als Bittende, ſondern im Tone freier Männer, welche die Bürgſchaft der Geſetze in Anſpruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-

Oberrichter (justiza) den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Groß-Oberrichter, auf einem Throne sitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Ceremonie hielt der Justiza dem Könige einen Degen auf die Brust und sagte ihm dann: Wir, die wir so viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Justiza (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht blos die untern Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Besitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Instruction fortzusetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß

führen, wo Keiner ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, seine Proklamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seien. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Stände-Versammlung zu laden und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete repräsentative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erst vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Klasse;

jener ſchreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzoſen ſtatt arme Teufel zu ſagen: hier aber wird die petite propriété des Geiſtes verſtanden. Wollte man in einer Bauernſchenke mit Beifall die Geſchichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Geſunder Menſchenverſtand herrſcht allerdings im Buche; aber es iſt eine ländliche Geſundheit, die ſich in ſonnenbraunen Wangen, einer ſtarken Bruſt und in derben Fäuſten zeigt. Der Verfaſſer, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialiſch zu Werke und verurtheilt die Helden der Geſchichte ohne viele Umſtände nach Kriegsrecht. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann zu ſagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris Nichts dabei wagt. Man erſieht doch daraus, daß ſelbſt die Macht der Ultra ihr nec plus ultra hat. Dieſes Werk, wie auch das andere, erſchienen, als der franzöſiſche Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da ſagen denn beide Verfaſſer, ſie wollten über die neueſten Vorfälle ein kluges Stillſchweigen beobachten. Auch ſchweigen ſie wirklich, ſo viel Franzoſen ſchweigen können — ſie kichern ſtark. Jetzt werden Andere kichern, und die Verfaſſer müſſen ſich mit dem Spruche Göthe's tröſten: „Was man in der Jugend wünſcht, erreicht man im Alter in Fülle.“

— Spanien aber hat von ſeiner früheſten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutſche überſetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutſchland die Geſchichten bearbeiten ſollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher ſind uns die Franzoſen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geiſtes iſt, thut es den Franzoſen Noth, ihren Geiſt zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutſchen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geiſt nicht überfließe.

XX.

Fortgesetzte Reise nach Hammelburg

oder

Meine harten Schicksale im Kauzen-Lande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brodmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig sein, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Muth ich zu sagen, und das ver-

ſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen, die Verantwortung des Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er kitzelt unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan! Dieſe vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der üble Geſchmack, der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt hinter dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände, als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Uebermuth dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; Alles was die neuere Kriegskunst Ausgebildetes hat, in

Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, ſtark gerüttelt, ſich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das iſt der Stoff, der ſich einem Geſchichtſchreiber der ſchweizeriſchen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig ſchön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereigniſſe lernte er durch Reiſen genau kennen, und er ſchilderte ihn in einer Sprache, die nordiſche Kraft mit ſüdlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten ſelbſt ſchöpfte er aus Zſchokke's Werken, aus Planta, Poſſelts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er ſich mündlicher Aufſchlüſſe des Generals Deſolles, Moreau's Adjutanten, zu erfreuen. Iſt es eine große Aufgabe jedes Geſchichtſchreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu ſchreiben, ſo hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöſt: er hat gehaßt, was haſſenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenſtande ſeine Neigung geändert. Er iſt zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er ſtritt, weil ſie das Recht verließ, und geht mit dieſem zum Feinde über. Er bleibt ſich gleich in ſeiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt ſogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz

den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser diesen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sei, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Servilität, die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker, als die, welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude, mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verständiges, biederes und glückliches

Volk hat seine Freiheit, seinen muthigen Sinn, seine Aufklärung, seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Greuel endlich ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und spricht wie folgt:

„... Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinnst für Gewerbfleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen. ...“ Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist

keine Idioſynkraſie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber ſich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette iſt zu beſcheiden, wenn er nur auf Leſer rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts ſehen, als betäubenden Straßentumult, koſtſpieliges Fenſtereinſchlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Waſſer die Felder und Saaten des Landmanns überſchwemmen, wenn ſtürzende Lawinen ſein Weib und Kind erſchlagen: ſo iſt das die Schuld des Frühlings nicht, es iſt die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Iſt darum ein ewiger Winter mit ſeiner Stabilität und dem ſtillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die erſten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette ſagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzoſe zu ſagen! Er wagt zu verkennen, daß ſeit der Revolution das ſittliche Leben der Franzoſen in Hütten und in Paläſten ſich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. ſittlicher iſt, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Nieder-

länder, der Britten und der Nordamerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kanibalischer gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbste 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokkes Werke viel benutzt und nicht blos von den Thatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokke's gefolgt. In der Lustral-Vorrede aber sagt er: „Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn Zschokke von den meinigen sehr abweichen." Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu

ſchmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinſte Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Oberſten Weiß, der im Anfange der ſchweizeriſchen Revolution eine Rolle ſpielte, und ſagt: „Der Oberſt von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte ... kriegeriſcher Schriftſteller und friedlicher General, und ganz ſo an die Spitze der ſchweizeriſchen Revolution geſtellt, wie der General Lafayette an der Spitze der franzöſiſchen ſtand, damit in beiden Ereigniſſen Alles gleich ſei.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftſteller und er ſchwiege in den Kammern, aber ein kriegeriſcher General — wie Berton einer war. Die kugelfeſten Geiſter der Revolution ſind ihnen ſehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern Manches ſagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht iſt — ſo verſchweigt er auch Manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg ſuchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, ſogleich verbirgt er das Licht und geht im Dunkeln weiter. So ſagt er gegen das Ende ſeiner

Geſchichte: „Der letzte Akt dieſes denkwürdigen Drama's, den wir noch zu ſchildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden ſehen, daß durch eine jener ſonderbaren Verwickelungen, worin ſich der menſchliche Verſtand verliert, die ſonſt aller Orten beſiegte und unterdrückte Partei der Ariſtokratie im Schooße der älteſten Demokratien Europa's friſche Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, ſich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz faſt einen vollkommenen Sieg erlangt.“ Es iſt offenbare Ironie, wenn ſich der Herr Verfaſſer verwundert anſtellt, daß die Schweizer-Ariſtokratie an dem republikaniſchen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir ſeine Ironie verſtanden, wollen wir ihm ſagen, was er dabei gedacht. Die Ariſtokratie iſt überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, ſie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Ariſtokratie beherrſcht wird (ſei es auch unter dem Namen eines Fürſten), wird in jedem Vertheidigungskriege beſiegt werden. Denn da ſtehende Heere ein Land nicht zu ſchützen vermögen, ſondern dieſes nur das Volk in Maſſe vermag, opfert die herrſchende Ariſtokratie lieber das Land auf, als daß ſie einen Widerſtand des Volkes in Anſpruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber

der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehülfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten? In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée," ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses quos ego! möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels.

Aus dem Franzöſiſchen. Germanien, 1819.

Schon die breite Quartform dieſer Blätter ſtellt maleriſch den vierſchrötigen deutſchen Michel, und das „aus dem Franzöſiſchen," und das „Germanien," ſeine Vorſicht und Preßfreiheit dar. Es iſt närriſch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien," Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt iſt; ſo ſehr iſt Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein iſt gar nicht teleologiſch, es hat keinen andern Zweck, als ſich ſelbſt, und iſt ſo wenig rezenſir- als hoffähig; Erſch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermiſchten Schriften miſchen. Der deutſche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber ſehr angenehm

und treuherzig. Der Idee Massenbachs, einen National-Palast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süd-Deutschlands, dieses stille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung, zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimiren; doch werden die „liberalen Husaren," die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

XXIII.

Isloar, oder der christliche Barde.

Gallische Novelle

von

M. A. v. Salvandy.

Verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Mährchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben.

Das muß man wiſſen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verſtehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandy's und den Verfaſſer ſelbſt nicht zu mißdeuten. Dieſer achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand wollte den ſchrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion ſchildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römiſchen Kaiſers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen geſcholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprieſen. Salvandy wußte ſich von dem böſen Willen Voltaire's frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn ſo weit abſtehende Zeiten eine Vergleichung zulaſſen, verband römiſche Kraft mit griechiſcher Anmuth, er war ein Held und ein Weiſer: aber er regierte und ſtarb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochſtellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erſte aller Tugenden pries. Julian verkannte das Chriſtenthum, weil er ſeine Zeit und die Menſchheit nicht verſtanden, an deren Spitze er war. Das Chriſtenthum war als das Heil einer kranken Welt

erſchienen, und Julian, die Hülfe, welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels anſehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er ſich vergangen; aber was nur ein Verbrechen ſeines Geiſtes war, hat Salvandy als ein Verbrechen ſeines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfaſſers zu mildern, denken wir, er habe es gefliſſentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu ſchweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu ſein: er wählte das erſtere und tadelte einen Fürſten, vor deſſen Rache er ſicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Chriſtenthum verſpottete, ſeine Diener aber, wie ſolches immer geſchieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters ſchmeichelnd und ſie vergiftend, die Chriſten grauſam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küſte der Normandie Isloar, ein Krieger, und Armina, ſeine Geliebte. Beide dem Chriſtenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und ſtarben ſie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem

guten, reuigen Herrn Picard; hätte er ſich nur ſonſt brav aufgeführt! Aber, Himmel, was franzöſiſche Akademiker ſpaßhaft ſein können! Was ſie Allotria treiben! Deutſche ſind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergeſſend, ſich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablaſſend. Und ſtünden ſie am erſten Mai auf der Terraſſe von Iſola Madre, und ſprächen ſie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrich: ſie ſprächen immer von der Analyſis des Unendlichen, von Babyloniſchen Keilſchriften oder andern offiziellen Dingen. Romane ſchreiben ſie nie. Warum aber ſollte ein Akademiker keinen Roman ſchreiben dürfen? Nur muß er gut ſein und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutſcher Leihbibliotheken ihn überſetzen, dann würde er die Leſer, ſeinen Verleger und ſich ſelbſt betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatiſcher Dichter, ein Mann von ſechzig Jahren, ein geborner Pariſer, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein ſolcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht beſſer zu behandeln verſtand, iſt ein wahres Wunder. Man ſollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman,

zu ſchreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geſchrieben! Dieſer Verfall des Geiſtes iſt natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt iſt ſie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die ſchönen Augen ſeiner eigenen Frau ſchön beſungen. Wer ſich auf Menſchen und Dinge nur etwas verſteht, wird es dem Buche ſchon an der Stirne anſehen, daß ſein Inneres nicht gut iſt. Der Titel iſt das Kainszeichen. Es kann wohl ein Menſch in verſchiedenen Verhältniſſen verſchiedener Zeiten den Schwärmer ſpielen; aber es ernſtlich ſein, das kann er nicht. Es iſt nicht möglich, daß Einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon ſich exaltiren konnte, um ſo weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entſprungen, in reiferem Alter ſich verlieren mußte. Herr Gabriel Deſodry iſt weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande und als er eben die Weihe bekommen ſollte, läßt er den fungirenden Biſchof in der Kirche ſtehen und tritt in die Welt zurück, um ſein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant und darauf ein kaiſerlicher Höfling.

Endlich ſtirbt Herr Gabriel Deſobry eines langweiligen proſaiſchen Todes. Bei einem Hof-Feſte nämlich, das Kaiſer Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Deſobry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in ſeidenen Strümpfen, einer komiſchen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet ſich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und ſtirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein ſo exaltirter Menſch hätte ſich um keine kritiſche Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ſterben ſollen, ſondern beim Rückzuge über die Berezina, wo ſeine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantiſche Philoſophie hatte ſich Deſobry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philoſophiſcher Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, und machte unter dem Eſſen den Gabriel Deſobry mit den Geheimniſſen des Abſoluten bekannt: „Bientôt il se passionna pour l'Absolu.“ Deſobry, ſich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutſche Univerſität. Herr Picard malt die deutſche

Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rector Müller. Diesen findet er mit seiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?“ Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das

Abſolute gar eine ſo ſchlimme Sache nicht. Aber das Abſolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von

F. C. H. L. Pouqueville,
ehemaligem Generalconſul von Frankreich bei Ali Paſcha von Janina.

Deutſch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Profeſſor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine ſchlafloſe Stunde macht — denn wir vertrauen feſt auf Gott, Newton und das Gravitationsſyſtem, daß ſie die europäiſche Menſchheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen laſſen — wir wünſchen den Griechen Sieg und Heil und den Türken ſchmähligen Untergang und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in

Wien, in seinem in Wien erschienenen Werke: „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung," diese Staaatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahometanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den Andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes

Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtschreiber der Griechen zu sein. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit, und angeekelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als französischer General-Consul in der Nähe Ali Pascha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es gewesen. Pouqueville hat aber den Ali Pascha zu sehr mit europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen

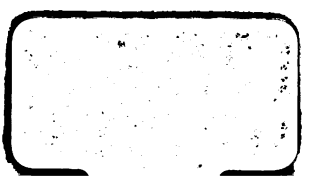
proviſoriſch ſchmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotiſchen Beweiſe der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, ſeine Tyrannei überſchritt nicht die Gränze ſeines Landes. Wo ſeine Grauſamkeit, ſeine Habſucht und Herrſchbegierde endigten, da hörten auch ſeine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er Keinem wehegethan. Er gab ſeinen Söhnen eine gute chriſtlich-europäiſche Erziehung. Aus einer Aeußerung eines ſeiner Söhne, Muktar's, ergibt ſich dieſes deutlich genug. Als man ihm einſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung das Journal de l'Empire überſetzen mußte, wo er, wie ſeine Familie, etwas ſtark mitgenommen war, brach er in Verwünſchungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunſt aus, die er Voltaire zuſchrieb. „Nur wir Paſcha's, rief er, ſollten leſen und ſchreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen laſſen und fände ich Jemand, der mehr wüßte als ich, ſo müßte er ebenfalls ſterben.“ Verwünſchen wir den Vater eines ſolchen Sohnes ſchon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Paſcha ihre Freiheit verdanken, möge ſeine Aſche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ypſilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen

Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterliſt zu werden und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Bruſt getragen. Dann lernen wir die Hetäriſten kennen, deren Seiden, die heilige Schaar genannt, nur zu ſterben, aber nicht zu ſiegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verſchwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünſche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif ſind, da bedarf es keiner Verſchwörung, wo dieſes nicht iſt, nützt ſie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu ſtürzen, dann wird ſie nur eine neue an dieſe Stelle ſetzen, weil jeder geheimen Verbindung ariſtokratiſche Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes beſteht nur in der perſönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in ſeinem Lebenskreiſe und überlaſſe das Uebrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorſehung dafür preiſen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ypſilanti noch der Brüderſchaft der Hetäriſten ſeine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouqueville's Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müſſen

wir das, was er verschwiegen, so zu lesen wissen, wie das, was er gesagt. In dieser Zeit des Druckes sind Worte Wegweiser zu Gedanken, die der Verständige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte spricht, sagt er unter Anderem: „Aber jene im Finstern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläßig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede sittliche Erhebung, jeden edlern Aufschwung, jede Festigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und somit jede Hervorbringung des wahrhaften Christenthums zu vernichten strebt, weil ihre Genossen selbst keines sittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächt christlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenschlichen Begeisterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür sich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig sind und daher mit vollem Rechte in allem diesem den gefährlichsten, unbezwinglichsten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — diese Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.“ So ist es und schlimm, daß es so ist! Die Führer der Menschheit legen ihr Hemmketten an, so oft sie bergauf geht; niederwärts aber überlassen sie sie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele

gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spanien. Sie sagen: es sei freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens „das Prinzip gerettet“. Man braucht Pouqueville's Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr ist Jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

501780